Närrisches Treiben

Dieter Schöfnagel

Zwei Tage vor Weihnachten (!) rief mich ein Herr Franz Xaver Gruber an. Es war, wie ich feststellen konnte, kein Traum und somit auch nicht der Komponist von „Stille Nacht, heilige Nacht", sondern vielleicht sein Urururur-Enkel – jedenfalls ein ÖVP-Stadtrat in Innsbruck. Er gestand mir zu, dass der von Grünen-Obfrau Glawischnig geschaffene Ausdruck „Elterinnen" zwar ein Auswuchs sei, als Linie seiner (Anm.: *christlichsozialen*) Partei jedoch die geschlechtergerechte Sprachführung bleibe. Schon früher war ein gleichgesinnter Staatssekretär vor laufender Kamera mit „Kinder und Kinderinnen" ins Fettnäpfchen getreten, zum Schaudern des daneben stehenden Ministers.

Dabei kennt man gerade von (der laut Zeitung „Heute" in die „Genderfalle" geratenen) Eva Glawischnig die Aussage, nicht am Binnen-I zu hängen. Der überstürzt vorauseilende Gehorsam macht jedoch vor keiner Partei halt. So wurde auf der Internetseite einer FPÖ-Bezirksgruppe der Stellvertreter einer Klubobfrau als „Stellv. Bezirksparteiklubobfrau" tituliert. Im sozialdemokratisch dominierten Wien nimmt es nicht wunder, dass man bei akademischen Titeln auf die Anbringung weiblicher Suffixe peinlich achtet: So fand sich auf der Einladung zu einer Ehrung, zum nicht geringen Kopfschütteln der Geehrten, folgende unaussprechliche Stilblüte:

DR.H.C.IN BARBARA-WIEBKE SCHÖFNAGEL

Anzeichen einer Wende

Und doch finden sich Anzeichen zart keimender Erkenntnis, dass man „dem Volk aufs Maul schauen" müsse, was im Luther-Gedenkjahr schließlich besonders naheliegt. Das nüchtern denkende Norwegen hatte als Erstes den Genderjux satt und löste die einst richtungsweisende Behörde wieder auf. In Niederösterreich hingegen, wo man sich schon mit dem penibeln Einsammeln, Registrieren und Vernichten geschlechterungerechter Organstrafverfügungen für „Lenker" im Buch der Schildbürgerstreiche verewigt hatte, opfert man neuerdings – im höchstverschuldeten Bundesland ! – Millionen für eine Gendersprachkontrollbehörde. Ob man die von Wahl zu Wahl weiter schwindende bürgerliche Mitte damit bei Laune halten kann, muß sich erst zeigen.

Andere Parteistrategen denken da schon pragmatischer. Am 30. November 2016 konnte man in der Wiener U-Bahn-Zeitung „Heute" von einem Treffen sozialdemokratischer Parteiführer aus Schweden, Deutschland und Österreich lesen. Die Herren Löfven, Gabriel und Kern präsentierten einen „Pakt für sozialen Fortschritt". Sigmar Gabriel wird mit dem Satz „Wir müssen aufhören mit unserem Elitendialog" zitiert. „Political Correctness ade?" bemerkt die Zeitung.

Gabriel: „Wir müssen Menschen ernst nehmen und nicht zuerst einen Political-Correctness-Test machen, ob sie mit uns reden dürfen." In Deutschland gebe es in dieser Hinsicht viele „Schlaumeier". Wer nicht gendert, müsse damit rechnen, durch einen Politiker korrigiert zu werden.

Die Hofnärrin

Bis auch in Schulbüchern das Licht am Ende des Tunnels zu sehen sein wird, bedarf es noch einiger Geduld. Ein Flüchtlingsmädchen (pardon, eine Kinderin mit Migrationshintergrund) fragte nach dem Lesen die Lehrerin: „Bitte, was ist eine Hofnärrin?" Die Buchverleger-Knieweichheit wird noch vom Limburger Bürgermeister übertroffen, dessen Rathaus-Glockenspiel nicht mehr „Fuchs, du hast die Gans gestohlen" klimpern darf, um in einer Veganerin nicht böse Empfindungen an den Liedtext zu erwecken. Er wollte halt „kein Ungutmensch sein", heißt es …

Und die Kärntner Schulkinder, die vor den Fernsehkameras nicht „Drei Chinesen mit dem Kontrabass" singen durften, um „keine Minderheit zu beleidigen"? Ist es nicht paradox, wenn man in Hinkunft keine Herkunft mehr nennen darf?

Hier kommt keine Langeweile auf

Für den Sprachpfleger ist das eine wahrhaft spannende Zeit. Mit dem Bekritteln der Genderwut und anderer Narreteien kommt er kaum nach, jeder Versuch einer Satire wird flugs von der Wirklichkeit übertroffen, und bei Banalitäten wie „SALE" statt „Schluss-, Aus- oder Abverkauf" hofft man, dass sie sich von selbst überleben wie so viele frühere Sprachtorheiten.

Ergötzen kann man sich immerhin an der „Bundespräsidentenstichwahlwiederholungsverschiebung", die sogar den guten alten Donaudampfschifffahrtsgesellschaftskapitän um Längen übertrifft. Vom „Tüpfelchen auf dem i" kann man beim Binnen-I nicht reden, und beim „Gender-Gap" darf man rätseln, welche anderen „Gaps" dem zugrunde liegen.

Bei der berüchtigten Binnen-I-Tagung von „Austrian Standards" fragte ich einen Jung-Sprachfeministen, ob man auch Schillers *Ode an die Freude* gendern solle, was er ungezögert bejahte. Vielleicht heißt es bald so:

Deine Zauber banden gestern,
was die Mode streng geteilt.
Alle Menschen werden Schwestern,
wo dein sanfter Flügel weilt. …

Grillparzers Drama heißt dann „Weh der/dem, die/der lügt", es gibt keine Alemannen ohne Alefrauen, Manhattan wird zu Womanhattan und die Normandie zur Norfemmedie. Aber Mannheim auf Mannweibheim zu ändern, das wird nicht nur den Duden-Verlag stören.

Man sieht an allen Orten Wahn,
es fängt schon bei den Worten an.

Manche Leser aus Österreich oder Deutschland haben bereits ihre € 24,- für das Jahr 2017 überwiesen. Für die anderen legen wir hier einen Zahlschein bei. Um unsere Ehrenmitglieder, Freibezieher, Mitglieder auf Lebenszeit und Ehrenkomitee-Mitglieder nicht am Spenden zu hindern, legen wir auch ihnen vorsorglich einen Zahlschein bei.

Schreiben Sie bitte „Mitglied 2017" bzw. „Bezug 2017" darauf. Der Betrag sollte nicht niedriger, darf aber höher als € 24,- sein.

Liederabende des Vereins Muttersprache

Freier Eintritt, Saalspenden werden gerne angenommen

Liederabend zu Friedrich Rückerts 150. Todestag

Viel Beifall gab es am 25. November 2016 im Wiener Haus der Heimat. Gerhild Mückstein und Dieter Schöfnagel von Bora Yoon am Klavier begleitet trugen Lieder nach Rückert-Gedichten von Franz Schubert, Gustav Mahler und Robert Schumann vor. Dr. Karl Katary besorgte die literaturkundliche Einleitung. Das dankbare Publikum verlangte noch Zugaben, die in Form zweier Schumann-Duette nach Rückert-Texten auch gewährt wurden.



Photo Gerhard Zwinz

Freitag, 7. April 2017, 18 Uhr

„Lange nicht gehört“
Eine Auswahl deutscher Lieder, die man vor dem elektronischen Zeitalter sang

Bezirksmuseum Floridsdorf, Wien 21., Pragerstraße 33
(U 6 bis Floridsdorf, Straßenbahn 26 Richtung Strebersdorf, 2 Stationen bis Nordbrücke)

Es singt: Wolf Ewald
Am Piano: Susanne Just

Mittwoch, 21. Juni 2017, 19 Uhr

Zum 220. Geburtstag Franz Schuberts:
„Die schöne Müllerin“
Liederzyklus nach Gedichten von Wilhelm Müller
im Haus der Heimat, Wien 3., Steingasse 25

Dieter Schöfnagel, Bariton, Bora Yoon, Klavier

Freitag, 6. Oktober 2017, 19 Uhr

„Auf der Lahmgruabm und auf der Wieden“
Wiener Lieder aus zweieinhalb Jahrhunderten – eskapistisch, kulinarisch, und sogar a bisserl politisch

Bezirksmuseum Floridsdorf Wien 21., Pragerstraße 33

Es singen Volker und Christl Schöbitz

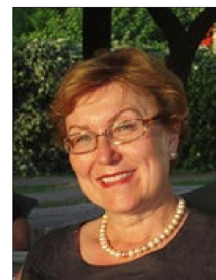
Hauptversammlung des „Sprachinselvereins“ am 25. November 2016



Verein der Freunde der im Mittelalter von Österreich aus besiedelten Sprachinseln

Den Verein „Muttersprache“ verbindet seit vielen Jahren das Interesse am Werden und Erhalt ältester Wurzeln unserer Sprache mit dem „Verein der Freunde der im Mittelalter von Österreich aus besiedelten Sprachinseln“, kurz „Sprachinselverein“. Die langjährige Vorsitzende dieses Vereines, HR Dr. Ingeborg Geyer, konnte über vielfältige Aktivitäten berichten. Sie selbst nahm an zahlreichen wissenschaftlichen Tagungen teil und hielt Referate. Das Interesse am Thema Sprachinseln sei in der Forschung gewachsen, etwa an den deutschen Sprachinseln in Südamerika, sagte Dr. Geyer. Besonders wies sie auf die vom Verein herausgegebene wissenschaftliche „Sprachinselreihe“ hin, die demnächst den Sprachgebrauch in der Zips behandeln wird. Die Zusammenarbeit mit dem Cimbern-Kuratorium in Regensburg und dem oberitalienischen Sprachinselkomitee wird fortgesetzt werden. Der Sprachinselverein bietet seinen Mitgliedern regelmäßig Filmabende an, die sehr gut besucht sind. Das Jubiläum zum 45jährigen Bestehens des Vereins soll im Frühjahr 2018 besonders begangen werden. Mit Stolz konnte Dr. Geyer auf die neu gestaltete Homepage hinweisen, wobei ein Besuch von www.sprachinselverein.at tatsächlich sehr zu empfehlen ist.

Helmut Noll



Vorsitzende HR Dr. Ingeborg Geyer

Impressum:

Herausgeber, Eigentümer, Verleger:
Verein „Muttersprache“, gegründet 1949;
(ehemals Deutscher Sprachverein,
Wiener Zweig, gegründet 1886)
ZVR 037432089
www.muttersprache.at
Einzelheftpreis: € 8,00

Vereinsanschrift, Obmann:
Dieter Schöfnagel, 1210 Wien,
Arbeiterstrandbadstraße 112
0(043-)676 963 25 15
schoefnagel@muttersprache.at
Stellv.: Mag. Jeanette Kleedorfer
Druckerei: Reha Druck, 8051 Graz



Die Hauptversammlung 2017 des Vereins „Muttersprache“

fand am 20.Jänner 2017 im „Haus der Heimat“ in Wien statt. Herr Kurt Gawlitta aus Berlin über brachte Grußworte des Vereins Deutsche Sprache (VDS). Frau Dipl.-Dolm. Olga Willmann und Herr Dr. Anton Karl Mally wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt, begründet von Dr. Wolfgang Steffanides und Dr. Franz Rader.

Obmann Dieter Schöfnagel berichtete, dass trotz des altersbedingten Ausscheidens vieler Mitglieder insgesamt ein deutlicher Zuwachs verzeichnet werden konnte. Dr. Christoph Fackelmann hat mit März 2016 die Schriftleitung der Wiener Sprachblätter aus beruflichen Gründen zurückgelegt, die Suche nach einer Nachfolge blieb ohne dauerhaftes Ergebnis, und der Obmann übernahm ehrenamtlich selbst die Schriftleitung, gestützt auf seine früheren Erfahrungen und die Ermutigung durch unsere Mitarbeiter.

Dadurch konnte der Verein das Jahr 2016 mit einem deutlichen Überschuss abschließen und verstärkt in Werbung und Ausgestaltung der Zeitschrift investieren. Es wurde Vierfarbdruck für das ganze Heft eingeführt, die Seitenanzahl von 24 auf zuletzt 36 und die Auflage von 1500 auf 2400 Hefte erhöht.

In den Vorstand wurden gewählt:

Obmann: Dieter Schöfnagel, 1. Stellvertreterin: Mag. Jeanette Kleedorfer, 2. Stellvertreterin (neu): Dr. Annelies Glander, Schriftwart: Franz Tomek ⊙ Stellv.: Helga Strecker ⊙ Säckelwart: Gerhard Fuchs ⊙ Stellv.: Robert Wolfgang Böhm ⊙ Beisitzer: Botschafter i.R. Dr. Oswald Soukop, HR Mag. Michael Duschanek, Dr. Mag. Helmut Noll und (neu) Dr. Konrad Binder. Rechnungsprüfer Mag. Friedrich Fajtak und HR Dr. Tillfried Cernajsek. DS

Künstlergespräch mit einem hochgeehrten Gast: Peter Matić

Zum Abschluss der Jahreshauptversammlung des Vereines Muttersprache 2017 hatten die Teilnehmer das Vergnügen, den berühmten Burgtheatermimen **Peter Matič** begrüßen zu dürfen. Wobei „Mime“ ein viel zu enger Begriff ist für diesen Künstler, denn er hat ja auch in vielen verwandten Bereichen (Film, Fernsehen, Oper) gewirkt, vor allem aber als Synchronsprecher und Hörspielstimme Bekanntheit erlangt.

Herr Matić, dem man seine bald 80 Lebensjahre nicht ansieht, wurde in angenehm einfühlsamer Weise von unserer Mitarbeiterin Jeanette Kleedorfer interviewt, die sich dieser (für sie ungewohnten) Aufgabe vorbildlich gewachsen zeigte; der Gast selbst befand das Gespräch am Ende als „gelungen“.

Die Zuhörerschaft vermochte Herr Matić sofort durch sein gelassen-selbstsicheres Auftreten und seine wohltönende, selbst bei geringer Lautstärke stets klar verständliche Stimme zu gewinnen. Man sah einen schlanken, drahtigen Menschen vor sich, von dem es nicht verwundert, dass er gemeinhin als Grandseigneur und Gentleman beschrieben wird; seine Eleganz und seine guten Manieren sind nicht zu übersehen.

Dass dies (auch) an seiner Kinderstube liegt, darf man annehmen: Seine Vorfahren väterlicherseits waren allesamt Offiziere in der k.u.k. Armee, sein Vater diente noch als Kavallerist.

Ihn selbst habe es schon früh zur Bühne gezogen, und zwar nicht nur zum Sprech-, sondern auch zum Musiktheater; die Gesangsausbildung, der er sich deshalb unterzog, erwies sich später in beiden Bereichen als wichtig und nützlich. Der wichtigste Gegenstand seiner beruflichen Laufbahn war aber die SPRACHE – und er meint auch, dass man gar nicht genug Sprachpflege betreiben könne und erheblich mehr Gewicht auf Sprach- und Sprechkultur gelegt werden sollte.

Dabei meint Herr Matić nicht, dass etwa das sagenhafte „Burgtheaterdeutsch“ das Maß aller Dinge sein müsste (wie er anmerkte, habe Friedrich Torberg einst gemeint, das Prager Deutsch sei noch schöner gewesen, und gewissermaßen Vorbild der Sprache an der Burg). Er selbst beherrsche übrigens das Wienerische nicht wirklich, weil seine „Volksschulsprache“ ein pfälzisch-hessischer Mischdialekt gewesen sei. Dialekte seien ihm aber lieb und wert, und er bedauere es etwa, dass das Schlesische ausgestorben sei.



KS Peter Matić, Mag. Jeanette Kleedorfer, Dieter Schöfnagel

Seine Laufbahn führte ihn, nachdem sich schon bald nach der Ausbildung Erfolge eingestellt hatten, an viele Wirkungsstätten im deutschen Sprachraum. Berlin, Salzburg, Reichenau, Wien (seit 1994 Ensemblemitglied, 2006 Kammerschauspieler) sahen ihn auf der Bühne, er war aber auch „nebenher“ andernorts gefragt. Eine höchst ehrenvolle Aufgabe war es für ihn sicherlich, als Synchronsprecher dem berühmten britischen Schauspieler Ben Kingsley seine Stimme leihen zu dürfen.

Seine Erinnerungen hat Herr Matić übrigens im vergangenen Jahr unter dem Titel „Ich sag s' halt“ herausgebracht – in Zusammenarbeit mit Norbert Mayer, der ihn dazu vielmals interviewte. „Am Ende“ fühlt er sich aber noch keineswegs; wenn immer Aufgaben an ihn herangebracht werden, nimmt er sie gerne an, sofern es sich nicht gerade um Werbeaufträge handelt.

Die Zeit des Gespräches verging viel zu schnell, und an dem anhaltenden Applaus des Publikums konnte man erkennen, dass es gerne noch viel mehr aus dem Leben des verehrten Herrn Kammerschauspielers gehört hätte.

Wir danken Herrn Matić nochmals herzlich, dass er sich die Zeit genommen hat, um in unserer Runde aus seinem interessanten Leben zu erzählen. Wir wünschen ihm weiterhin viel Erfolg!

Wolf Ewald

Die Sprachpolizei

Ältere Leser erinnern sich gewiss noch an Karl Hirschbolds Radiosendereihe „Achtung, Sprachpolizei!". Dieses Wort wird heute eher als unfreundlich empfunden, da nicht mehr mit „Die Polizei, Dein Freund und Helfer" geworben wird.

Nun erfährt der Begriff eine unerwartete Neubelebung. „Die Presse" vom 4. Jänner 2017 ließ uns lesen: „Auf Anregung der deutschen Grünen wird die Polizei" schreibt Oliver Pink, „einen neuen Lehrgang anbieten: jenen zum Sprachpolizisten und zur Sprachpolizistin. Der erste Weg zum erfolgreichen Abschluss besteht schon einmal darin, dass man Sprachpolizistin sagt, und nicht Sprachpolitesse."

Pink malt sich die Vorteile der in warmer Wachstube sitzenden Sprachpolizistin und des Sprachpolizisten aus gegenüber Kollegen, die auf Streife sind und daher „an Menschen anstreifen, von denen man sich selbst aus gutem Grund fernhält." So kommt er zum Schluss:

„In einer immer komplexer werdenden Welt mit immer neuen Begriffen und Abkürzungen wird die Sprachpolizei, die das alles einordnet, gewichtet und notfalls verbietet, immer wichtiger. In einigen Jahren wird man das bereits als die eigentliche Aufgabe der Polizei ansehen. Und dieses archaische, anachronistisch anmutende Jagen von herkömmlichen Verbrechern oder Terroristen wird man nur noch aus Film und Fernsehen kennen." DS

Viel Wort, viel Leid

Manfred Richter



Hans Weigel ist bereits seit 26 Jahren tot; vor 41 Jahren erschien sein Klassiker „Die Leiden der jungen Wörter. Ein Antiwörterbuch". Das Buch und auch der Mann sollen hier gewürdigt werden.

Ein Werk schlägt nach

„Dies ist ein Nachschlagewerk. Es will nach Wörtern schlagen. Dies ist ein Stichwörterbuch. Es will Wörter stechen". So steht's geschrieben in der Einleitung jenes Werkes, das übrigens kein Anti-Wörterbuch, sondern ein Antiwörter-Buch sein will und nur im Dienste „geplagter, gereizter, provozierter Augen, Ohren und Nerven beim Hören und Sehen von Antiwörtern" stehen möchte.

Vieles, was Weigel damals anprangerte, erscheint uns heute übertrieben, unpassend, längst überholt. Die Sorglosigkeit unserer Sprachverwendung überrollt jede Form des behutsamen Ausdrucks, vieles, was noch vor Kurzem ein Fehler war, steht heute bereits im Wörterbuch, vor allem im Österreichischen. Denn Sprache verändert sich; nur, wie viel Sprachverblödung ist machbar? Oder muss man alles sanktionieren, nur weil's modern ist? Fragen, die sich schon der alte Weigel stellte.

Längst überholte, lächerliche Kleinigkeiten?

Also, was steht im Weigel? Zum Beispiel wandte er sich bereits damals gegen die grass. Abkü-Wut, betonte, dass die Alternative die Wahl zwischen lediglich zwei Möglichkeiten offen lässt, wetterte, dass die Konfrontation kein Gegenüberstellen, sondern ein Gegenübergestellt-Werden ist und belächelte sanft die Wienerische Dativ-Unsicherheit („War er vielleicht, statt den Unterricht zu folgen, nur in Kaffeehaus, in Kino oder bein Match?")

Natürlich geißelt er die Fremdwörterflut. So bittet er Institutionalisierung, Relevanz, Revitalisierung, ja sogar Kommunikation, Motivation (!) und Problematik zu vermeiden, weil man es fast immer anders und besser sagen kann; hat aber nichts gegen Service, Automatisation, Eskalation, Image und Tendenz, weil man es eher nicht anders und besser sagen kann. Aber seine Kritik ging noch weiter: So verurteilte er einplanen, anheizen, umfunktionieren, schrittweises Vorgehen (weil es so klug ist?), ausklammern (man kann auch nicht auszäunen!), beinhalten, herauskristallisieren, nachvollziehen, hinauszögern, durchdrehen, bestreiken, einpendeln, echt in echt gut, rein in rein theoretisch, teure Preise (es gibt nur hohe!), unterwandern und verkraften, aber auch Unauffälliges wie zweifelsohne, unabdingbar, ansonsten und bislang.

Er hasste das Inflationäre von Gesellschaft und Manipulation, wetterte entschieden gegen die Kleinschreibung (der gefangene floh!), aber auch gegen ein Zuviel an Vulgärpsychiatrie (Das ist ein Komplex von mir) und verbalen Größenwahn (thematisieren statt erwähnen, Signifikanz statt Deutlichkeit, essentiell statt wesentlich), sowie gegen einen ganzen Katalog großspuriger Substantivierungen (Bedeutung beimessen, die Oberhand behalten, in Abrede stellen, in Verlust geraten, in Betracht ziehen, in Brüche gehen, zum Tragen kommen („Das tun nur Gepäckträger", meinte Weigel).

Kapitulation vor zu viel Wortmüll. Oder?

Nun, die Zeit verging und alle Befürchtungen sind eingetroffen (Haben Sie den Fehler bereits erkannt? Eingetroffen sind die Befürchtungen schon beim ersten Fürchten, später konnten sie sich schlimmstenfalls bewahrheiten oder übertroffen werden!). Unser Leben droht heute derart im Wortmüll unterzugehen, dass uns die Einzelheiten, seien sie nun verschleiernd oder größenwahnsinnig, gar nicht auffallen, was durchaus politische Funktion haben kann (Stichwort: *freisetzen* statt *entlassen*) und die Hauptschule im Stuwerviertel, einer städtischen Problemzone, heißt heute *Sozialkommunikative Mittelschule*, aber die Burschen (nicht die Jungs!) sagen, wenn ihnen der Ball in die Brennnesseln fliegt: „Pfau, der Ball fliegt in die Blume, die was brennt, Oida!" (Tatsächlich miterlebt!). Also irgendetwas stimmt da nicht, und der Weigel wüsste heute gar nicht, wo er anfangen sollte.

Sehr beliebt im derzeitigen Fremdwort-Müllhaufen ist die Kompetenz, ohne die zurzeit in der Schule überhaupt nichts läuft. Eine Woge von Sprach-, Lese-, sozialer, methodischer,

Eigen- und Diskussionskompetenz rollt über uns hinweg, sogar Lebens-Kompetenz soll es geben (dann wären Selbstmörder vital-inkompetent, auch gut). Die Kompetenz kommt aus der Sprachwissenschaft und wurde im oberg'scheiten Schönsprech Allgemeingut, was eher schlecht ist (außerdem wäre der politische Hintergrund des Begriffes eine eigene Betrachtung wert, aber das ist eine eigene Geschichte). Als Nächstes wäre die Performanz dran, und das bedeutet die praktische Umsetzung der Kompetenz und ist noch weitgehend unentdeckt geblieben, was sich aber leicht ändern könnte. Wenn einer gut vorbereitet ist, aber bei der Prüfung nichts heraus bringt, sollte er zumindestens feststellen: „Frau Professor, meine temporäre Hemmung auf der Performanzebene soll nicht meine fachliche Kompetenz in Zweifel ziehen!" So geht das.

Die seit Jahren bereits hochaktuelle Evaluation, die aus der Sozialwissenschaft kommt und ungeheuer beeindruckend wirkt, spricht sich ein bissl schlecht und lebt bereits länger, als ich dachte. Wenn du einer bist, der etwas ausprobieren, einführen, produzieren oder verändern will, dann vergiss nicht, andauernd zu evaluieren oder evaluiert zu werden, was erstens vor schnellen Angriffen von außen und zweitens vor übertriebener Selbstgefälligkeit schützt. Aber was oder wer, um Himmels Willen, hat uns dieses Unwort beschert? Warum sagen wir nicht Bewertung, Beurteilung, Überprüfung? Evaluation hingegen ist alles. Und deshalb weiß keiner, was es wirklich ist.

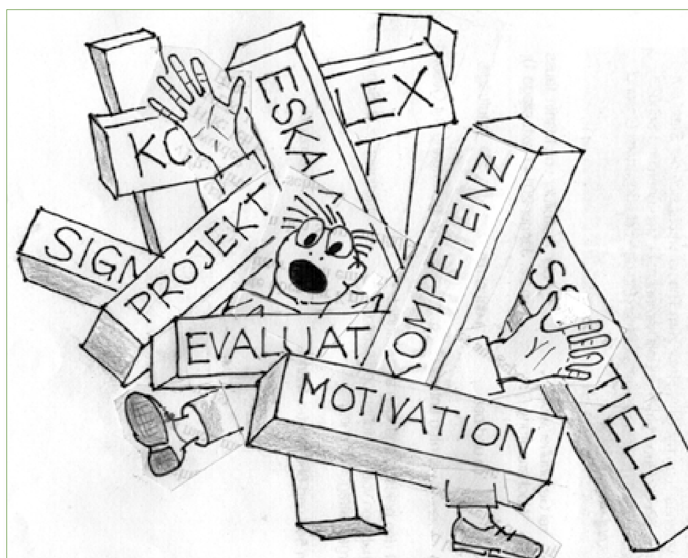
Aber der absolute Nummer-Eins-Schlager (Top-Hit!) im Schulbereich ist das Projekt. Gute Schulen machen Projekte, und zwar flächendeckend und andauernd. Wer keines macht, will den Ruf der Schule schädigen, so geht's nicht. Wer Projekte macht, egal zu welchem Thema, kriegt die Wertschätzung der Eltern, und nur das zählt. Wir sind doch ein Kundenbetrieb, Herr Kollege. Ach ja.

Projekt heißt eigentlich „das nach vorn Geworfene", also ein Plan, ein Entwurf. Wir jedoch meinen heute das Ding selbst, Projektwoche ist nicht die Planungs-, sondern die Ausführungswoche. Von diesen gibt es übrigens zwei Arten: erstens die letzte Schulwoche, wo überhaupt kein Projekt stattfindet, also Etikettenschwindel (statt „Wandertag" heißt das jetzt „Projekt zur Erkundung der Durchgängigkeit des Wald- und Wiesengürtels rund um die Bundeshauptstadt"); und zweitens die tatsächlich ernst gemeinten „Unterrichtsprojekte", die viele für so toll halten, weil sie „einen realen Lebensausschnitt darstellen", was übrigens auch ein Irrtum ist, denn: Unterrichtsprojekte sind schulisch gestellte Situationen (nicht die Lebenswirklichkeit!) mit freiwilligem, erzwungenem oder nicht vorhandenem Akteinsatz aller Beteiligten, der Spaß machen, langweilig sein kann oder einige wenige für viele Uninteressierte arbeiten lässt. Der Lerneffekt passiert eher zufällig und nebenbei, liegt primär im gruppendynamischen Bereich wie auch in der Ablenkung von der Tatsache, dass tatsächliches Lernen oftmals mit Mühe verbunden ist,

Weigel heute? Schwer vorstellbar!

Aber denken wir doch wieder mehr an Weigel und was ihm heute so alles auffallen würde. Sagen Sie manchmal: „Dieses Stück macht Tiefgang" oder „Dieser Mann macht Bedeutung"? Nein? Warum sagen Sie dann: „Das macht Sinn"? Nur weil es die Engländer auch so sagen? Das hat doch keinen Sinn! Eben.

Sicher hätte er Folgendes bemerkt: „In etwa zehn Jahren geht die Welt unter". Schlecht, aber richtig. Und was sagt heute jeder?



„Die Urlaubsreise kostet in etwa 600 Euro." Nicht gut. Auch wegen des Preises, aber: Wer hat das erfunden, dass „ungefähr" in etwa heißt? Warum nicht „in zirka"? Oder auf Deutsch: „in ungefähr"? Ist das salopp, modern? Unvermeidlich? Oder nur blöd? Wann werden wir das endlich erfahren? In in etwa zehn Jahren?

Ja, ja, lieber Herr Weigel, Sie haben ganz schön gewettert in Ihrem Buch, aber was Sie erst heute wettern müssten! Und dabei haben wir die „immigrationsbedingten Sprachmodifikationen" nicht einmal ansatzweise erwähnt! Natürlich haben Sie schon damals die Sinnlosigkeit des Sprachpolizisten in dieser Welt erkannt, denn gesprochen wird, was die Sprecher wollen, solange sie sich nicht blamieren (Demokratisierung des Regelwerks heißt das, wie in der Rechtschreibung!). Wenn-Sätze sind „würde"los? Schon seit 50 Jahren nicht mehr! Ein Fernseher ist nur der, der vor dem Kastl sitzt? Das glaubten wir Deutschlehrer auch einmal, aber irgendwann hat uns die redende Mehrheit überzeugt, dass auch das Gerät so heißt!

Warum dann ein „Antiwörter-Buch", warum dieses kleinliche Herumhacken auf Wörtern und Wendungen, die einigen Wenigen nicht behagen? – Weil es, unter uns gesagt, das Sprachgefühl schult, die eigene Sprachfähigkeit verbessert, das Sprachverständnis sensibilisiert, das ist doch was! Und sollte die eine oder andere sprachliche Unart durch unseren nachhaltigen Widerstand ein paar Monate länger benötigen, bis sie im Wörterbuch aufscheint, so *macht das zwar keinen Sinn*, ist aber durchaus sinnvoll!

Hans Weigel (1908-1991), Schriftsteller, Theaterkritiker und Übersetzer (Molière), Nestroy-Bearbeiter. Werkauswahl: „O du mein Österreich" (1956), „Flucht vor der Größe" (1960), „Tausend und eine Premiere" (1961), „Tirol für Anfänger" (1964), „Karl Kraus oder die Macht der Ohnmacht" (1968), „Vorschläge für den Weltuntergang" (1969). Ehrenmitglied des Vereins Muttersprache.



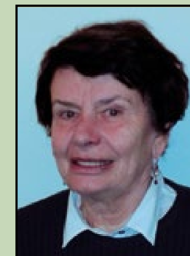
Mag. Manfred Richter unterrichtet an einem Gymnasium in Wien und setzt seit Jahren seine Schwerpunkte auf Spracherziehung, Theater, Musik, Skifahren und Fußball, und das in durchaus wechselnder Gewichtung.

Gendern? Aber gern, nur WIE?

Annelies Glander

Dr. Glander ist Linguistin und Ethnologin

Jahrelange Tätigkeit in den Sprachendiensten der Royal Dutch Shell, im offiziellen Sprachendienst der Republik Österreich und im Terminologiedienst der EU, am Zentrum für Translationswissenschaft der Universität Wien (Fachterminologie), Simultan-, Konsekutiv- und Flüsterdolmetschungen im In- und Ausland; Studien der Arabistik, Islamwissenschaft und Judaistik sowie Soziologie; viele einschlägige Publikationen; Deutschkurse für UN-Personal in Wien (UNWG), Präsidentin der NGO „Felix Arabia International" – Helping Hands for Yemen



Jedes Land hat seine Sitten und Gebräuche, jedes Volk seine Sprache oder deren mehrere, jede Familie ihre linguistischen Gepflogenheiten. Diese sind Veränderungen und Neuentwicklungen unterworfen, teils von der jeweiligen Jugend systematisch eingeführt, zuweilen auch von sozialen Schichten übernommen. Auch die Werbung, formulierfreudige Denkfabriken sowie die nimmermüde Industrie tragen dazu bei. Alle diese Kreationen spiegeln aber immer den aktuellen Stand der individuellen Ausdrucksweisen wider.

Immer schon gab es für die „korrekte" Sprache von dazu bestimmten oder sprachwissenschaftlich ausgebildeten Experten erstellte Regeln und Grundsätze, die unterrichtet und von offiziellen Stellen sowie Medien befolgt wurden.



Und dann zogen die Emanzen ins Feld, wohl gerüstet, wie sie vermuteten, mit schier endlosen Hinweisen auf historisch nachweisbare Diskriminierungen der Frauen, nicht nur wirtschaftlich, gesellschaftlich und legistisch, sondern vor allem und unverkennbar im Fehlen der femininen Berufsbezeichnungen und Endungen. Die propagierten Lösungen entwickelten sich zu einem nicht mehr enden wollenden Register zuweilen haarsträubender Absurditäten, allen voran

das Binnen I, das nur noch auf der Schärpe der Pallas Athene vor dem Parlament fehlt. Völlig entgangen ist den Amazonen des 21. Jahrhunderts dabei sichtlich der Umstand,

- dass sie sich damit einem Grundprinzip der deutschen Rechtschreibung widersetzen, wonach es innerhalb eines Wortes entweder nur Großbuchstaben oder nur Kleinbuchstaben geben darf,
- dass dieses „I" nicht ausgesprochen werden kann, sich daher bei vorgelesenen Texten diese immer nur an Frauen richten,
- dabei immer noch die Männer vor den Frauen stehen,
- dass viele Berufsbezeichnungen dabei verstümmelt oder unverständlich werden

(so wäre bei „EinsiedlerIn kein Einsiedeln mehr vorhanden, und es gibt auch keine Mönchin, sollte die Kurzform also Mönch/Nonne lauten, wenn beide vorhanden sind? Auch „Gott" hat keine weibliche Form, weil es die „Göttin" schon lange vor den Emanzen gegeben hat, und sogar mehrere …);

gefolgt von der **Manie der Schrägstrich-Gestaltung**, die weit entfernt von sinnvollen Klarstellungen nur ein Gestrüpp von Artikeln und Personalpronomen mit sich bringt.

Bei: „Ein/e Lehrer/in, der/die seine/ihre Schüler/innen in seinem/ihrem Fach unterrichtet" sei die Frage erlaubt, wie diese Kinder für die deutsche Sprache zu begeistern sein werden?

Daran reiht sich der **statistische Unterstrich** und, nicht minder seltsam, der **Wortstamm-Unterstrich**

- Bei „Lehrer_in" ist die Statistik noch nicht ausgearbeitet und bei „Lehr_erin" doch noch kein sprachlicher Erfolg erzielt. Nur sind beide Variationen mühsamer zu schreiben und verursachen leicht Tippfehler …

Nicht zu übersehen sind die kreativen **Sterndeutungen:**

- Wo bislang ein * immer auf eine Fußnote oder sonstige weiter erklärende Ausführung hinwies, lässt dieser * oder lassen sogar deren zwei jetzt jede Deutung offen. Das soll eine wissenschaftliche Fortschrittsbestätigung sein?

Keine Stellungnahme sei den vielseitig gepriesenen **„neutralen" x, xs, ex Formen** gewidmet, da diese absolut so anmuten, als sei man beim Tippen unabsichtlich auf nicht gewollte Buchstaben gerutscht.

Und sehr zu bedauern sind die jetzt sprachlich „kulant" als immerwährend Tätige zu bedauern, die als „Studierende", „Lehrende" usw. eigentlich ohne Pause weiterarbeiten müssten.

Es stellt sich die Frage, ob es genügt, an den Verstand unserer Mitmenschen zu appellieren? Da sich bei Umfragen herausgestellt hat, dass mehr als 80 Prozent z. B. das Binnen-I ablehnen, es sogar schon ein PC-Programm gibt, das alle diese Is entfernt, könnte eine gesetzliche Regelung nachhaltig erfolgreich sein. Eine solche könnte optimal dergestalt konzipiert werden, dass – nach dem Beispiel Martin Luthers – „man dem Volk aufs Maul schaue" …

Auch die feministisch energiertesten österreichischen Ministerinnen gehen sicher „zum Friseur" und „zum Zahnarzt" oder warten auf den „Rauchfangkehrer", auch wenn diese Berufe von Frauen ausgeübt werden und dies den Damen persönlich bekannt ist!

Das Problem der grassierenden Genderitis liegt wohl an den utopischen Wunschvorstellungen emanzipatorischer Aktivistinnen, deren Zahl allerdings zunimmt. Da es noch immer nicht gelungen ist, gleichen Lohn für gleiche Arbeit durchzusetzen und viele Firmen zögern, Frauen in Management-Positionen aufsteigen zu lassen (meist weil da jede Schwangerschaft Probleme schaffen kann und viele Frauen dann zu lange ausfallen), sehen auch schon viele Politikerinnen eine vielversprechende Lösung in der sprachlichen „Verwirklichung". Sie erliegen da wohl einem schlichten Trugschluss, denn nach marktkonformen Usancen wird kaum eine Änderung der Einstellungspraktiken infolge femininer Postenbezeichnungen zustande kommen. Da auch anhand modernster Fortpflanzungsvariationen noch immer kein Mann Kinder zur Welt bringen kann, wird eine ökonomische

Gleichstellung der Geschlechter auf linguistischem Weg nicht zu erwarten sein.

Ein umsichtig zusammengestelltes Gremium gut ausgebildeter Germanisten, die auch im Umgangssprachlichen zuhause sind, sollte eine zufriedenstellende, für viele annehmbare und willig übernommene Vorgangsweise ausarbeiten können, unter Einbeziehung der im Ausland laufenden diesbezüglichen Aktionen.

Wo es in einem Text oder bei einem Vortrag keine Begriffe gibt, die männliche und weibliche Anwesende oder Anzusprechende miteinschließen, muss Zeit und Bereitschaft vorhanden sein, die femininen Varianten unbedingt auch zu verwenden, und dies nicht als Anhängsel …

Immer schon war es ein Gebot der Höflichkeit, Damen den Vortritt zu lassen, in jeder Anrede, auf jedem Briefkopf. Warum sollte es nicht bei:

„Sehr geehrte Damen, sehr geehrte Herren“ bleiben?

Nein zu Gender im Wiener Bildungsplan

Gudrun Kugler

Die Änderungen zum Wiener Tagesbetreuungsgesetz am 29. Jänner betreffen Kindergruppen, die oft die vielfach angesprochenen muslimischen Kinderbetreuungseinrichtungen sind. In Kindergruppen sind die Voraussetzungen für Betreiber wesentlich einfacher als bei einem Kindergarten sind (insbesondere die Ausbildung der Betreuer).

Für diese Kindergruppen wird nun (wohl als Reaktion auf die Berichterstattung zu islamischen Kindergärten) deutlich festgeschrieben werden, dass in diesen nach dem Wiener Bildungsplan „zu lehren“ ist. Für Kindergärten ist dies bereits gesetzlich festgelegt.

Bis auf die Stelle zum Thema „Gender und Sexualität“ ist der Bildungsplan gut und wichtig. Als Oppositionspartei konnten wir in der Erstellung des Bildungsplans nicht mitwirken und haben auch keine Möglichkeit, den Bildungsplan, der bereits in den Kindergärten gilt, zu ändern. In Anbetracht der Islamproblematik hat die VP beschlossen, dass es sinnvoll ist, der Anwendung des Bildungsplan in Kindergruppen zuzustimmen.

Was möchte die Gendertheorie eigentlich erreichen? Ihre Vertreter haben wahrgenommen, dass Frauen benachteiligt, ja teilweise sogar schlecht behandelt, werden. Nun meint man, gegen das anscheinend zu fest sitzende Vorurteil gegen Frauen oder die gesellschaftliche Bevorzugung der Männer nicht anzukommen. Also kämpft man an einem anderen Schauplatz: Man erklärt mit komplizierten, schwer verstehbaren und mittlerweile bewiesenermaßen unwissenschaftlichen Argumenten, dass es Männer und Frauen gar nicht wirklich gibt, sondern uns als Rollen bereits als Neugeborene von der Gesellschaft zugewiesen werden. Die vordergründige Antwort darauf ist, dass die Biologie und die Anatomie eine wichtige Rolle in der Psyche und für das Leben eines Menschen spielen. Die richtige Antwort wäre aber, gemeinsam auf vernünftige Weise Wege zu finden, die sicherstellen, dass Frauen und Männer trotz Unterschieden in gleicher Würde und mit gleichen Rechten miteinander leben können.

In einer Rede im Wiener Landtag am 29. Jänner habe ich klargestellt, dass wir den Bildungsplan als Leitfaden sehen und in der Genderthematik einen Vorbehalt setzen:

„Wir werden den Änderungen des Wiener Tagesbetreuungsgesetzes zustimmen, weil sie für wichtig halten. Wir finden auch den Bildungsplan prinzipiell gut. Wir verstehen aber nicht, warum dieser gewisse Skurilitäten beinhalten muss und melden einen Vorbehalt an.

Darin findet sich nämlich zum Thema Gender folgender Satz: „Was wir unter Weiblichkeit oder Männlichkeit verstehen, also das soziale Geschlecht *(gender)*, ist gesellschaftlich konstruiert und nicht biologisch festgeschrieben, es ist erlernt und damit veränderbar.“

Hier gibt es also einen Widerspruch zwischen Biologie und der Gendertheorie: Gender Theoretiker nennen das so: „Anatomie ist ein soziales Konstrukt“ (Judith Butler). Aha?!

Und weiter: „Es ist Willkür, wenn Menschen nach ihren Geschlechtsteilen sortiert werden, genauso gut könnte man die Größe nehmen oder die Haarfarbe.“ Sie unterstellen der Hebamme also Willkür, wenn sie ausruft: „Gratulation! Ein Mädchen!“ – Es wäre also genauso relevant auszurufen, „Gratulation, 51 cm“! Das ist ja absurd!

Der Hauptfehler der Gendertheorie ist die Annahme, dass sich das biologische Geschlecht nicht auf die Psyche auswirkt.

Das ist wissenschaftlich unhaltbar. Diese falsche Grundannahme ist – höflich formuliert – „unökologisch“.

Andere Länder haben die Finanzierung für Gender Institute bereits wieder eingestellt!

Auf geschlechtsspezifische Merkmale zu achten ist in einigen Bereichen jedenfalls sinnvoll: so z.B. in der „Gendermedizin“: Krankheiten und Therapien wirken sich bei Männern und Frauen unterschiedlich aus. Das ist ein Beweis, dass das biologische Geschlecht wesentlich ist!

Die Gendertheorie ist keine Wissenschaft, sondern eine Weltanschauung, die derzeit recht fundamentalistisch und totalitär auftritt. Die Gendertheorie widerspricht der persönlichen Erfahrung des Menschen.

Wir werden weiterhin gegen die Benachteiligung von Frauen kämpfen! Aber an der richtigen Front.

Unsere Kinder brauchen beste Betreuung und Bildung, nicht Ideologie.“



LAbg. Dr. Gudrun Kugler ist Wiener Landtagsabgeordnete und Gemeinderätin (www.gudrunkugler.at) und u.a. zuständig für Europa, Menschenrechte und Integration. Sie ist Magister des Rechts, Master der Theologischen Studien und promovierte im internationalen Strafrecht. Gudrun Kugler gründete unter anderem die in elf europäischen Ländern tätige katholische Heiratsvermittlung kathTreff (www.kath-treff.org) und ist Lehrbeauftragte am Internationalen Theologischen Institut (www.iti.ac.at) für Studien zu Ehe und Familie. Von 2001 bis 2004 war sie Europavorsitzende der World Youth Alliance in Brüssel (www.wya.net).
https://www.facebook.com/hallogudrunkugler - https://www.youtube.com/gudrunkugler - https://twitter.com/gudrunkugler - http://www.instagram.com/gudrunkugler

Zur Frage eines GROƷBUCHSTABEN fürs „scharfe s“ <ß> und wie uns Jacob Grimm dabei helfen kann

Hermann Möcker

Dieser Beitrag stellt die auf das im Titel genannte Anliegen fokussierte Auswahl aus zahlreichen (Vor-)Arbeiten des Verfassers dar, deren Liste (2012 waren es 55 Titel) man in der *tribüne*, Zs. für Sprache und Schreibung (Wien & Münster), Heft 1/2012, S. 29-32, finden kann. (Inzwischen sind es 63 Titel.)

1. Warum ein Großbuchstabe zum <ß> bisher gefehlt hat

Die deutsche Rechtschreibung hat seit Erfindung des Buchdrucks – also fast die ganze Neuzeit hindurch – wegen der seinerzeitigen Dominanz der „gebrochenen Schriften“ keinen Großbuchstaben fürs <ß> benötigt. Die Fraktur hat die Auszeichnung ganzer Wörter durch Großbuchstaben nicht gekannt, und wenn solches – z.B. in Buchtiteln – krampfhaft versucht wurde, erwies sich das Ergebnis als fast unlesbar. Die visuelle Wirkung der Fraktur beruht im Falle von Substantiven (und Substantivierungen) auf einem dominanten Großbuchstaben, hinter den sich die Kleinbuchstaben ducken wie die Küken hinter die Henne.

Auf Grund der II. Lautverschiebung kann der [s]-Laut, der mittels <ß> dargestellt wird, frühestens in 2. Position im Wort vorkommen: nämlich im Wort *aß*, Präteritum zu *essen*, aber niemals in Spitzenposition. Das änderte sich im Zuge des Überganges zur Antiqua, welche die Auszeichnung eines ganzen Wortes durch Großbuchstaben möglich machte. Es stellte sich daher die Aufgabe, für die vier Zusatzbuchstaben der deutschen Rechtschreibung adäquate Antiqua-Großbuchstaben zu finden.

In der Verklemmtheit, man dürfe nur „echte“ lateinische Großbuchstaben verwenden, experimentierte man mit Digraphen – <AE, OE, UE (auch: UI)> – oder mit Ligaturen – <Æ, Œ> –, bis man sich endlich – analog zu den Kleinbuchstaben – an die „Trema-Umlaute“ heranwagte: <Ä, Ö, Ü>. Offen blieb – eigentlich bis in unsere Tage – die Lösung für einen Großbuchstaben zum <ß>.

2. Ein Blick zurück schadet nie

Wer das Glück hat, eine Literaturgeschichte sein Eigen zu nennen, welche viele Facsimile vor allem von althochdeutschen Texten enthält – z.B. von Robert Koenig, 1879 –, kann die Beobachtung machen, dass die karolingische Minuskel offenbar zwei <z>-Zeichen kannte: das „kurze z“ (wie heute) und ein „langes z“ <ȥ> (auch: „geschwänztes z“). Man scheint – allerdings nicht ganz konsequent – versucht zu haben, für die phonetischen Ergebnisse der II. Lautverschiebung das „kurze z“ zur Darstellung der Affrikata (des Verschlussreibelautes) [ts] einzusetzen, das „lange z“ <ȥ> hingegen für den stimmlosen Reibelaut [s]. Die (beobachtbare) Inkonsequenz mag der damals erst „jüngst“ vorgefallenen II. Lautverschiebung geschuldet gewesen sein, an deren schriftliche Umsetzung man sich erst zu gewöhnen hatte. Es muss zu dieser Verteilung von <z/ȥ> auch eine wissenschaftliche Untersuchung aus den 1940ern gegeben haben, deren Zitat für PBB (Zeitschrift: Paul-Braunes-Beiträge) jahrelang und auflagenlang in den alt- und mittelhochdeutschen Grammatiken des Niemeyer-Verlages mitgeschleppt wurde. Als ich beim Verlag in dieser Sache nachfasste, stellte sich das als Phantom-Zitat eines nie wirklich erschienenen Beitrages heraus. Ist diese offenbar angekündigte (und bereits eingereichte?) Untersuchung im Manuskript oder gar – schon gesetzt – als Druckstock Opfer eines Luftangriffes geworden? Faktum ist, dass nach meiner Anfrage dieses Phantom-Zitat aus den folgenden Auflagen der Grammatiken verschwunden ist.

Dieser Sache hat sich schließlich *Jacob Grimm* angenommen. Für seine mittelhochdeutsche „Normalorthographie“ legte er fest, dass das „kurze z“ <z> für die Affrikata, das „lange z“ <ȥ> für den Reibelaut zu stehen habe, und so stattete er die von ihm herausgegebenen ahd. und mhd. Textausgaben aus, sodass Lesende sofort wussten, wie diese Zeichen auszusprechen (und zu verstehen) seien. Nicht übernommen wurde diese leserfreundliche Genauigkeit von der Lachmann-Schule, in deren Textausgaben (und die scheinen leider in der Mehrheit zu sein) unterschiedslos nur „kurze z“ <z> gesetzt wurden; also z.B. Grimm *wiȥȥen* vs. Lachmann *wizzen*. Wer dies – zumindest in den 1960ern – beim Kolloquium falsch las, nämlich als /witsen/, befand sich in der Situation eines, der während der Führerscheinprüfung beim Abbiegen den Randstein erwischt.

Was aber für unsere in Rede stehende Sache das Interessanteste ist: Jacob Grimm hat für das „lange z“ <ȥ> auch einen analogen GROȤBUCHSTABEN <Ȥ> geschaffen, den man im 1. Band des Grimm'schen Wörterbuches, (titelloses) Vorwort, Sp. LIXf., sehen kann. Leider beruft man sich *in orthographicis* gern auf Jacob Grimm, was bei ihm aber wirklich interessant und nützlich ist, findet wenig bis keine Beachtung.

3. Der Weg zum „Eszett“ – und ein zweiter Weg, der das Wort „Eszett“ in Frage stellt

Den Weg, die beiden <z>, das kurze und das lange, phonetisch unterschiedlich zuzuordnen, hat man sich im Spätmittelalter verschüttet, indem man zunehmend überwiegend „lange z“ schrieb, und das wurde in den Buchdruck weitervermittelt. Die Unklarheit, um welches <ʒ> es sich jeweils handle, sollte durch Voransetzen von <t> oder „langem S“ <ſ> beseitigt werden, und so entstanden <tʒ> für die Affrikata, also „Tezett“, und <ſʒ> für den stimmlosen Reibelaut, also „Eszett“; der Buchdruck hat diese ursprünglichen Digraphe ligiert: <ꜩ> und <ß>. Während „Tezett“ als Beschreibung der Phonetik einigermaßen passt, so ist „Eszett“ phonetisch gesehen eine problematische Bezeichnung, weil eben kein [ts] im Spiel (oder besser: im Munde) ist.

Im Zuge des parallelen Emporwachsens der Antiqua neben der Fraktur erwies sich <tz> als unproblematisch. Die Umsetzung des Fraktur-<ß> in die Antiqua förderte aber allerhand graphische Experimente. Über Jacob Grimm, einen starken Befürworter des Übergangs zur Antiqua, muss man sich jedoch sehr wundern: Er setzte für die Fraktur-Ligatur <ß> in der Antiqua leider nicht sein <ȥ>, sondern das (unligierte) <sz/SZ> und mag damit wohl auch die problematische Bezeichnung „Eszett“ gestützt haben.

Was den Kleinbuchstaben betrifft, so wandelte die Antiqua aber nicht auf Jacob Grimms Spuren: Aus der Frakturligatur <ß> wurde für die Antiqua über Zwischenstufen das Einzelzei-

chen <ß> abgeleitet, erkennbar an der nach links einwärts gekehrten Spitze im rechten Abstrich.

Manchen Schriftgestaltern kam dieses Zeichen aber offenbar zu wenig „Antiqua-haft“ vor; daher begab man sich auf die Suche nach einer „Antiqua-gerechteren“ Alternative und wurde im Bereich der romanischen Sprachen fündig, die schon Jahrhunderte früher den Übergang von der Nachahmung deutscher Druckerbräuche zur Antiqua vollzogen hatten. Seit der Renaissance kannte die Antiqua neben dem „runden“ <s> auch ein „langes“ S <ſ> oder <ʃ>. Doppel-s wurde gern als <ſs> oder <ʃs> dargestellt, wobei das „runde s“ unter den oberen Bogen des „langen“ gerückt, ja letztlich ligiert wurde, in der Handschrift und im Kursivdruck mit dem dreistufigen „langen ʃ“, im aufrechten Druck mit dem zweistufigen „langen ſ“. Daraus entwickelte sich eine Zweitform des „scharfen s“, <ß>. Diese Antiqualigatur wurde offenbar als eine besonders adäquate Antiquaform empfunden: Statt dem rechts eingezogenen Spitz, der letzten Erinnerung an das „lange z“ <ʒ> der Fraktur, finden wir in der jetzt häufig gebrauchten Antiqualigatur, die sich zum Einzelbuchstaben <ß> entwickelt hat, drei Bögen, oben und unten nach rechts, in der Mitte einwärts nach links, wegen des formgebenden „eingehängten“ „runden s“.

Damit ist die Bezeichnung „Eszett“ nicht nur schief, sondern auch falsch geworden, weil vom <z> gar keine Rede mehr sein kann. Es gibt wohl nur *eine*, beide Varianten übergreifende Benennung, die mindestens seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Österreich für diesen Buchstaben üblich ist: das **„scharfe s“**. Es ist bemerkenswert, dass die internationale Buchstabennormung für das <ß> die englische Bezeichnung „German sharp s“ gewählt hat, weil „Eszett“ zu wenig präzise (vielleicht sogar unbrauchbar) ist.[1]

In Kleinbuchstaben hat sich neben dem (seltenen) Grimm’schen <sz> und neben den Einzelzeichen <ß> bzw. <ß> auch noch das <ss> gehalten, eine vereinfachte Schreibung des <ſs/ʃs>, welche zum Schweizer Schreibbrauch <ss> für <ß> geführt hat, weil das „lange s“ <ſ/ʃ> nicht den Weg in die Tastaturen der Schreibmaschinen gefunden hat (im Gegensatz zum <ß>, das seit den 1930ern und besonders seit 1941 auf die Schreibmaschinen kam).

4. Wie soll man aus dieser Schreibvielfalt des kleinen „scharfen s“ zu einem „großen scharfen s“ kommen?

Dass diese Schreibvarianten verschiedene Probleme aufwarfen, kann man an den Familiennamen erkennen, die wahrlich „orthographische Museen“ der Versuche sind, das <ſʒ> der Fraktur in Antiqua zu verwandeln. In Personenstandsurkunden und anderen Texten wurden nämlich im Sinne graphischer Auffälligkeit im „deutsch“ geschriebenen (in Österreich: im „kurrenten“) Kontext Familiennamen durch „lateinische“ Handschrift hervorgehoben, so wie wir heute Namen gern z.B. *kursiv* (oder mit anderen Hervorhebungen) setzen. Je nach dem Zeitpunkt und der damals jeweiligen Schreibmode sind z.B. folgende Varianten administrativ „eingefroren“: statt *Groß/Groß* auch *Grosz, Gross*, zusätzlich *Grohs*, weil das handschriftliche „lange“ Antiqua-s in *Groʃs* als <h> der „deutschen“ Handschrift (oder österr.: der Kurrentschrift) missverstanden worden ist.

Wie soll man nun auf der Basis von fast einem halben Dutzend Kleinschreibvarianten einen verbindlichen Großbuchstaben für das „scharfe s“ finden?

Verschärft wird die Sache jetzt, weil man (ähnlich wie früher in handschriftlichen Urkunden und Texten) nunmehr Familiennamen im Druck, aber auch in Reisepässen und gleichartigen Dokumenten in Großbuchstaben hervorhebt. Enthält die Originalschreibung ein <ß>, also ein Einzelzeichen, so wird es problematisch, dieses in Großbuchstaben durch ein Digraph darzustellen, <SZ> oder <SS>, wobei Letzteres den nicht aufhebbaren Mangel hat, dass es vorangehenden Kurzvokal anzeigt (während <ß> auf vorangehenden Langvokal bzw. Zwielaut hinweist).

Ich erinnere mich noch gut, dass meine Stellvertreterin im Zweig Wien der Gesellschaft für deutsche Sprache, Frau Univ.-Prof. Mag. Dr. *Maria Hornung* †, einmal den ostdeutschen Linguisten *Große* zu einem Vortrag nach Wien einlud. Für die schriftlichen Einladungen hielt sie fest, dass *Große* großen Wert darauf lege, dass sein Name in Vortragsankündigungen u.dgl. bei Verwendung von Großbuchstaben keinesfalls als GROSSE, sondern unbedingt als GROßE dargestellt werden müsse. Diese Sonderregel für Namen mit <ß> kam dann just mit diesem Namen, GROßE, in den Ost-Duden und wurde bei der Wiedervereinigung in den West-(nunmehr: „Vereinigungs“-)Duden als Genauigkeitsempfehlung übernommen. Das Österreichische Wörterbuch kennt diese Empfehlung (noch?) nicht.

Visuelles Problem ist allerdings, dass <ß> zwischen GROß-BUCHSTABEN als <B> [b] missverstanden werden kann, wie ja auch Touristen aus nicht-deutschen Landen nach ihrem Österreichbesuch davon schwärmen, dass sie den „GroBglockner“ gesehen hätten.

Dass man diesem Problem ausweichen kann, durfte ich schon in den 1970ern erleben. Ich wurde damals als Geschäftsführer (mit dem schönen Titel „Generalsekretär“) in das Institut für Österreichkunde berufen, eine Fortbildungsorganisation für Erwachsene, vorzugsweise für Lehrer, die damals zahlreiche Kontakte zu Wissenschaftlern in den Nachfolgestaaten der Donaumonarchie unterhielt. Und in den Briefen aus der Tschechoslowakei, aus Polen, Ungarn, Rumänien und Jugoslawien schrieben diese Germanisten, wenn ihnen auf den Schreibmaschinen (meist) das <ß> fehlte: Stra3e, Grü3e, u.Ä., entschieden sich also für ein Zeichen (für „drei“), das dem <ß> nahesteht – und pikanterweise eine Lösung etwa im Sinne der Grimm’schen Normalortographie zeigt.

Mit diesem „Rüstzeug“ wollen wir uns also an einen Großbuchstaben für das „scharfe s“ heranpirschen.[2]

Die Rechtschreibwörterbücher des ausgehenden 19. Jahrhunderts – das österreichische Regelbuch von 1879[3], das schon die

---

1 Das (berüchtigte) **„kleine rote schülerbuch“** (1969) teilt in der „Vorbemerkung“ (S. 12) denn auch mit: „Einen buchstaben haben wir im alfabet überhaupt nicht gefunden. Wir haben ihn weggelassen. Er hiess esszett. Ausserdem …“ – Das stimmt insofern, als (nur) Jacob Grimm statt <ß> wirklich <sz> schrieb und es auch bei <sz> einordnete, also z.B. AUSZER (= außer) neben AUSZERREN (= aus-zerren!), was das schnelle, erfolgreiche Suchen und Nachschlagen in Grimms Wörterbuch nicht gerade erleichtert. So betrachtet, hat das „rote schülerbüchlein“ sogar recht (esszett „nicht gefunden“).

2 Eine genauere Darstellung als die hier folgende Kurzfassung findet man in der Untersuchung des Verfassers: Wittgensteins Beitrag zu einer Hierarchie der Buchstaben. Das Wörterbuch für Volksschulen und die alphabetische Einreihung der deutschen Zusatzbuchstaben ä, ö, ß, ü; in: Österreich in Geschichte und Literatur, 29. Jg. 1985, Heft 3-4, S. 205-279 (in der Auflistung meiner einschlägigen Arbeiten [hier beim Untertitel S. 10] als Nr. 23).

3 Vorläufer des Österreichischen Wörterbuches (dieses erscheint seit 1951).

im Zuge der jüngsten Neuregelung wiederentdeckte Heyse'sche Regel für <ss/ß> enthielt; und der Ur-Duden von 1880 – brachten zunächst nur Empfehlungen zur Umsetzung des Fraktur-<ß> in Antiqua-Kleinbuchstaben. Erst 1901 kam man drauf, dass auch für die Schreibung in Antiqua-GROSZBUCHSTABEN eine Regelung erforderlich sei. Als „Großbuchstabe“ für <ſs/ß> wurde SZ festgelegt, entweder in Ableitung von der Bezeichnung „Eszett“ oder nach dem Vorgange *Jacob Grimms* (oder aus beiden Gründen in Kombination?). Dies galt bis Ende der 1930er. Als 1925 in Wien die inneren Linien der alten Dampfstadtbahn (von 1898) elektrifiziert wieder in Betrieb genommen wurden, schrieb man die Stationsnamen in Antiqua-Majuskeln an, z.B. NUSZDORFER STRASZE, Tafeln, die sich bis in die Nachkriegszeit hielten.

Inzwischen hatte schon der 11. Duden (1934) die Ersatzschreibung für auf Schreibmaschinen fehlendes <ß> von <sz> auf <ss> geändert. Der 12. (und letzte Fraktur-)Duden (1941) zog nach und änderte den „Großbuchstaben“ für <ß> auch von <SZ> zu <SS>, allerdings mit dem leisen Wunsch nach einem „geeigneten“ Großbuchstaben für <ß> (1941 – vor 76 Jahren!!).

Zugleich mit der etwas überfallsartig im Jänner 1941 von „oben“ angeordneten Schriftumstellung von der Fraktur auf die Antiqua (NS-camouflierend „Deutsche Normalschrift“ genannt) wurde der 12. (Fraktur-)Duden gerade ausgeliefert, ein glanzvolles Beispiel von „Koordination“. Erst 1942 lag der 12. Duden dann in einer Antiquafassung vor, die den Übergang von <SZ> zu <SS> und das Desiderat eines „geeigneten“ Großbuchstaben stillschweigend übernahm – *inter arma silent Musae!*[4]

Der eher dezent ausgesprochene Hinweis auf das Fehlen eines Großbuchstaben für <ß> wurde vom Mannheimer Duden 1954 „entsorgt“; der Leipziger Duden hielt sein Bedauern über das Fehlen dieses Buchstaben immerhin bis 1967 aufrecht.

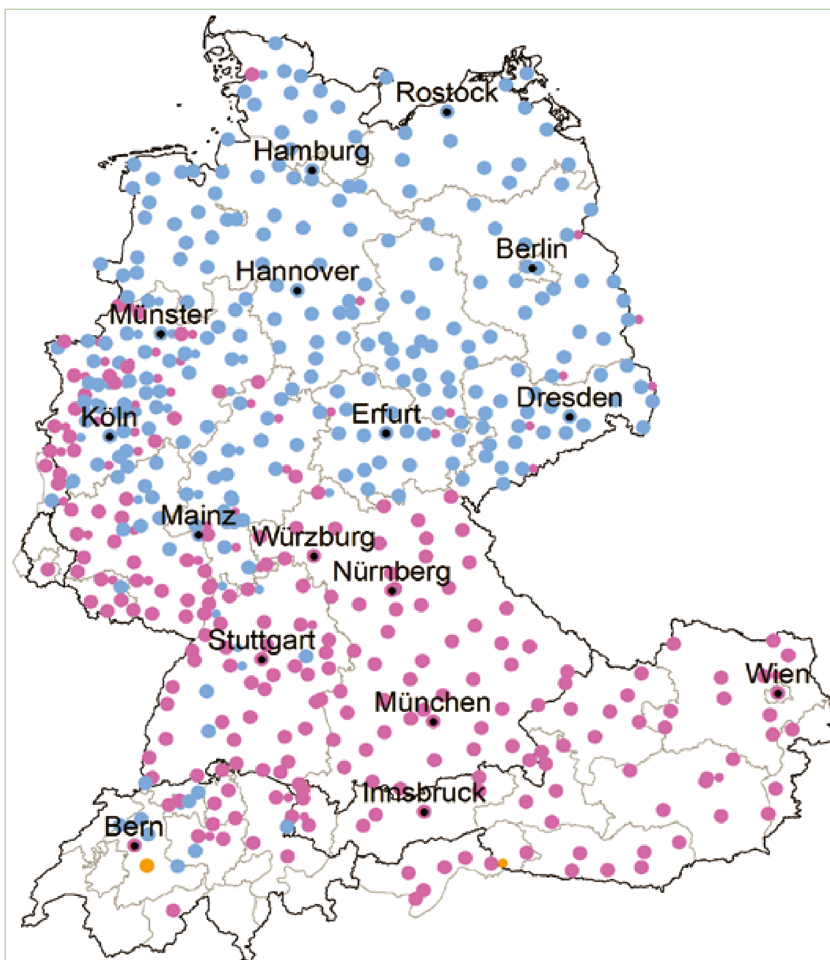
Parallel dazu machten sich im Laufe des 20. Jh.s verschiedene Institutionen Gedanken über ein „großes scharfes s“. Es wurden drei bis vier Dutzend Varianten entwickelt, entweder Großbuchstaben-Ligaturen, etwa aus S+3, <S3>, oder (halbfette) Umgestaltungen der beiden Kleinbuchstaben <ß/ß>.[5] Beide Versuche hinken: Die Kleinbuchstaben haben sich zwar aus Ligaturen entwickelt, aus dem „deutschen“ <ß> und aus dem „romani-

4 Auf deutsch: „Im Waffengeklirr schweigen die Musen“ – gemeint sind „Kunst und Wissenschaft“, geht zurück auf einen Satz Ciceros in der Verteidigungsrede für Milo (4,10f.) (52 v. Chr.); dort heißt es: „*Silent leges inter arma*“ – im Krieg schweigen die Gesetze, und so wird es in Zitatenlexika – wenn überhaupt – genannt. Nur in zwei meiner Zitatenbücher wird auf die Umformung von *leges* in *Musae* hingewiesen; der Umgestalter scheint unbekannt zu sein. Wer einen besonders alten Beleg für die *Musae*-Fassung oder gar deren Verfasser (mit Namen) nennen kann, möge dies der Redaktion melden. (H. Mö.)

5 Eine Übersicht bei Max Bollwage: Buchstabengeschichte(n), Graz (ADEVA) [2]2015, S. 122f.

Die Bezeichnung für „ß“ im deutschen Sprachraum

Mit freundlicher Genehmigung der Verfasser entnommen aus:
Elspaß, Stephan / Robert Möller: Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA). www.atlas-alltagssprache.de (2003ff.)



Bezeichnung "ß"

- Eszett
- scharfes S x)
- Doppel-S

Zweitmeldungen kleiner

x) In der Schweiz früher handschriftlich als „Schleifen“-s bezeichnet, weil <ß> geschrieben (H. Mö.).

schen“ <ſs>, sind aber zu Einzelbuchstaben geworden, denen der Duktus von Kleinbuchstaben fest anhaftet. Und für Konversionen aus der Kleinbuchstabenschrift (z.B. Gemischt-Antiqua) in Majuskeln sollte der Grundsatz gelten: zu einem kleinen Einzelbuchstaben muss aus Analogiegründen ein großer Einzelbuchstabe passen. Zumindest gilt dies eigentlich für (fast) alle Sprachen, deren Schreibung Sonderbuchstaben benötigt.

Was (halbfette) Umgestaltungen der Kleinbuchstaben <**ß**/ß> betrifft, so hat die Rechtschreibkommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften eine solche Lösung um 1960 favorisiert, und so etwas Ähnliches scheint auch in den jüngsten Beratungen dem Rat für deutsche Rechtschreibung vorgeschwebt zu sein. Wie immer man es dreht, solchen Versuchen haftet weiterhin der Charakter eines Kleinbuchstaben an, und im Verband mit GROßBUCHSTABEN ist die Ähnlichkeit mit dem großen B fatal – es stehen ja nicht immer ß und B so nebeneinander, dass der genaue Betrachter den Unterschied sofort durchschaut. GROßE kann eben als GROBE missverstanden werden.

Es fragt sich wirklich, warum man den sonst *in orthographicis* so eifrig angerufenen Jacob Grimm ignoriert und nicht zu seinem (an die Antiqua-Majuskeln angepassten) Ʒ greift: GROƷBUCHSTABE, mit dem praktischen Vorteil, dass man solche Zeichen im Symbolvorrat jedes PC finden kann, sodass das uralte Gejammer, man habe <ß> oder einen passenden Großbuchstaben „nicht auf der Schreibmaschine“, aus mehreren Gründen wegfällt. Ʒ ist zudem sowohl nur einstellig als auch keine „horizontale“ Ligatur, sondern kann als „vertikale“ Ligatur gesehen werden, oben ein „halbes Z“ und unten ein „halbes S“. Grimm sei Dank!

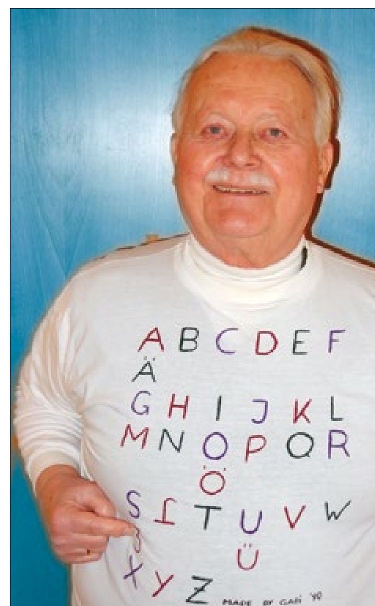
5. Wo ist der Alphabetsplatz der vier deutschen Zusatzbuchstaben?

Die amtliche Regelung (die nur im Österreichischen Wörterbuch und im WAHRIG, nicht aber im DUDEN enthalten ist) zählt die 26 lateinischen Buchstaben (klein und groß) im Kap. A.0.(1) auf und setzt die Umlautbuchstaben (samt dem ß) an den Schluss des Alphabets (also nach Z); sie täuscht damit die skandinavische Behandlung von nationalen Zusatzbuchstaben vor, nimmt das aber gleich zurück, indem sie festhält, dass die Umlautbuchstaben bei ihren Grundbuchstaben ***a, o, u*** eingeordnet werden, was auch der in jeder Hinsicht einheitlichen ÖNORM entspricht und vor allem von der deutschen Morphologie nahegelegt ist.

Im Geleitwort zu seinem „Wörterbuch für Volksschulen“ (1926) macht *Ludwig Wittgenstein* ausdrücklich darauf aufmerksam, dass er das <ß> beim <s> einordnet (und nicht als <ss>!). Dies vermutlich in der Erinnerung an die Heyse-österreichische Regelung von 1879-1901/02, mit der er selbst aufgewachsen ist und die nun endlich (nach etwa 100 Jahren) auch von der neuen amtlichen Regelung aufgegriffen worden ist – gut Ding braucht Weile! Wegen der Klarstellung der Verwendung des <ß> in der Neuregelung – nach Langvokal/Zwielaut – fallen einige Probleme der Wittgenstein’schen Einreihung des <ß> beim <s> im Regelzustand von 1926 weg, und aus heutiger Sicht hat Wittgenstein mit der Einreihung des <ß> beim Grundbuchstaben <s> eine Anpassung an die Einreihung der Umlautbuchstaben nach ÖNORM und neuer amtlicher Regel vorweggenommen.

● Das Bemühen um einen Großbuchstaben fürs „scharfe s“ <ß> sollte daher ein etwa doppeltes Ziel haben: **(a) Eindeutigkeit:** Der Einstelligkeit des Kleinbuchstaben muss die Einstelligkeit des Großbuchstaben entsprechen; und **(b) die Gleichhaltung** des <ß> mit dem <s> entspräche der Regelung für die Umlautbuchstaben; alle vier deutschen Zusatzbuchstaben würden damit alphabetisch gleich behandelt.

Hermann Möcker, Mag. phil., Prof. i. R. (Jg. 1939), Oberstudienrat, war im Schuldienst und von 1971 bis 2001 lang Generalsekretär des Institutes für Österreichkunde sowie Redakteur der Zeitschrift „Österreich in Geschichte und Literatur (mit Geographie)“ tätig; letztere Tätigkeit führte ihn zu kritischer Betrachtung der damals „herkömmlichen“ (angeblich „bewährten“) deutschen Rechtschreibung und zu etwa einem halben Hundert einschlägigen größeren und kleineren Aufsätzen und zur Mitarbeit in deutschländischen und österreichischen – man beachte die Reihenfolge! – Rechtschreibkommissionen sowie beim Österreichischen Wörterbuch. Er ist Vorsitzer des Zweiges Wien der Gesellschaft für deutsche Sprache (Wiesbaden) und ist u. a. auch als Eisenbahnhistoriker und Verkehrsgeograph tätig.



Hermann Möcker hat sich schon 1990 von seiner Tochter Gabi ein „Alphabetsleibchen“ zeichnen lassen, das die hierarchischen Verhältnisse zwischen 27 (!) Grundbuchstaben und den 4 deutschen Zusatzbuchstaben zeigt sowie natürlich ein „großes scharfes S“ enthält.

„Sicherheitsbeauftragte“ statt „Community-Polizisten“ für ganz Österreich

„Gemeinsam sicher“, unter diesem Namen hat das Innenministerium im Vorjahr nach sogenannten Sicherheitsbürgern gesucht, die ein wachsames Auge auf ihre Umgebung werfen sollen. Sie und sogenannte *Community* Polizisten sollen die Polizei bei ihrer Arbeit unterstützen. Nach einem Testlauf wird das Projekt jetzt ausgeweitet.

Die Bezeichnung *Community* Polizisten wurde in Polizeikreisen abgelehnt; wie im Ö1-Morgenjournal vom 4. Jänner 2017 berichtet wurde: Man solle sich der deutschen Sprache bedienen, um verstanden zu werden.

Da schau her …! DS



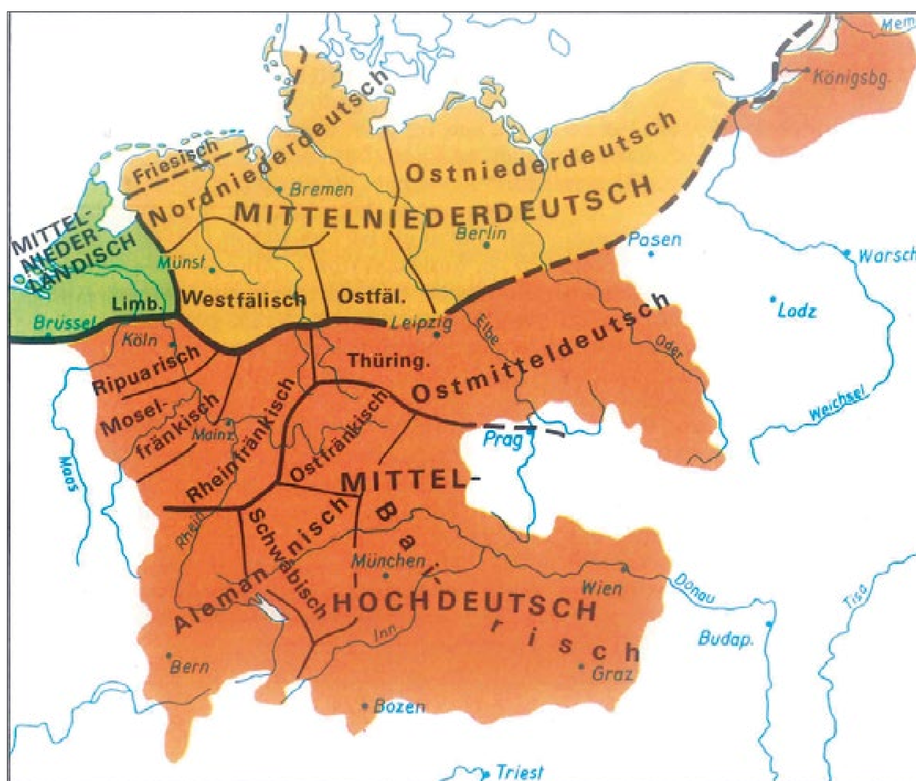
Nein, sondern „die Hausverständin“ – oder?

Das Niederdeutsche im Vergleich zum Hoch- und besonders dem Oberdeutschen

Werner Abraham und Heinz-Dieter Pohl

Deutscher Spruch über Ostfriesland:
In Aurich ist's schaurig,
in Leer noch mehr.

Das plurizentrische Deutsch (d.h. das in verschiedenen politischen Staaten als Muttersprache, also in Deutschland, Österreich, in der Schweiz und in Luxemburg verwendete Deutsch) teilt sich nach zwei Kriterien in zwei getrennte innersprachliche Gebiete: einmal nach der Entwicklung von Vokalen, nämlich der langen Monophthonge (althoch- und mittelhochdeutsch ***î*** zu neuhochdeutsch ***ei*** wie bei ***wîp*** > Weib, ***û*** zu ***au*** wie in ***lût*** > ***laut*** sowie ***iu*** [ǖ] zu ***eu*** wie in ***liute*** > ***Leute***) und der fallenden Diphthonge (***io***/***ie*** zu langem ***i*** wie in ***liod*** > ***Lied*** und ***uo***/***ue*** zu langem ***u*** wie ***guot*** > ***gut***); und zum anderen nach Konsonanten, nämlich vorahd. (also altsächsisch) ***t*** > ***ts*** oder ***ß*** wie in ***uuatar*** > ***Wasser*** bzw. ***settan*** > ***setzen***, ***p*** zu ***f*** oder ***pf*** wie in ***apo*** > ***Affe*** bzw. ***apul*** > ***Apfel*** sowie ***kirika*** > ***Kirche***. Die Entwicklung (seit der Völkerwanderung) zu den neuhochdeutschen Entsprechungen, also ***Weib***, ***laut***, ***Leute*** sowie ***lieb*** [līp] und ***gut*** [gūt] machte nicht das gesamte hochdeutsche Gebiet mit (wie im Niederdeutschen bleibt im Alemannischen der alte Zustand erhalten, also in Vorarlberg, in der Schweiz und im Schwäbischen). Das ist also die erste große Teilung des deutschen Sprachgebiets. Unabhängig davon und in einem älteren Prozess trennte sich das gesamte Deutsch nach der sogenannten Zweiten Lautverschiebung in das Hochdeutsche und das Niederdeutsche. Das Hochdeutsche, das auch die Schriftsprache stellt, sagt und schreibt ***Wasser***, ***setzen***, ***Apfel***, ***Kirche***, das Niederdeutsche spricht ***Water***, ***settn***, ***Appl*** und ***Kerke***. Als Schriftsprache gilt aber auch im ganzen niederdeutschen Sprachgebiet das Hochdeutsche, das sich auch als Umgangssprache weitestgehend durchgesetzt hat, nur lokal haben sich einige Besonderheiten erhalten, wie eben der Hamburger [ßpitze ßtein] oder Berlinerisch ***wat***, ***dat***, ***allet*** usw. „was, das, alles".



Schriftdialekte in mittelhochdeutscher und mittelniederdeutscher Zeit

Es ist trotz der politischen Entwicklung sinnvoll, das Niederländische und Flämische in die Gesamtsicht des Festlandwestgermanischen (also des Germanischen mit Ausnahme des Englischen) aufzunehmen. Die Tatsache, dass das Niederländische (einschließlich des Flämischen in Belgien) heute den Status einer eigenen Sprache hat, ist alten tiefgreifenden politischen Entwicklungen zuzuschreiben, die an den genetischen Beziehungen des Westgermanischen nichts ändern. Nach den beiden Großkriterien, nach denen sich die frühgermanischen Dialekte getrennt haben, gehört das Niederländische mit dem Flämischen zum Entwicklungsgebiet des Niederdeutschen, also dem großräumigen ***Water***- und ***Appel***-Gebiet. (In der Terminologie der Universitätsorganisationen in den Niederlanden und Belgien gibt es ***eigene*** Lehrstühle für Nedersaksisch, in denen die sprachlichen Beziehungen zwischen dem Niederländischen und dem Niederdeutschen behandelt werden.)

Es wäre grundfalsch, das Niederdeutsche nur deshalb, weil es heute nicht als Norm fürs Deutsche verschriftet wird, in seiner Bedeutung für die Geschichte (12.-16. Jahrhundert) nicht nur der deutschsprachigen, sondern auch der niederländisch-flämischen und skandinavischsprachigen Lande zu verkennen. Es war die Verkehrssprache der alten Hanse, die alleine in den heutigen Gebieten von den Niederlanden bis Königsberg als Großdialekt und in die skandinavischen und russischen Hafenstädte als Handelsverkehrssprache über Jahrhunderte eine bedeutende Rolle spielte – eine Rolle, die das Hochdeutsche mit ***Wasser***, ***Apfel***, ***Kirche*** einfach deshalb nicht spielen hätte können, weil keine der hansenahen oder zur Hanse gehörigen Länder die Konsonantenverschiebung des Hochdeutschen mitgemacht hatten. Das Niederdeutsche hatte *grosso modo* dieselben Konsonanten wie alle anderen eine germanische Sprache sprechenden Handelsländer und konnte die verständnisvermittelnde Funktion gerade wegen seines unveränderten Lautstandes (***Water-Appel-Kirke***) erfüllen. Wir wissen, dass wir die Ausbreitung der alten Hanse anhand der Stadtarchitektur in allen Ostseeländern (Tallinn/Reval, Riga, Sankt Petersburg) auch heute noch verfolgen können.

Es ist auch nach den Dialektgrenzen des Deutschen (***Dtv-Atlas Deutsche Sprache*** von Werner König) sofort einsichtig,

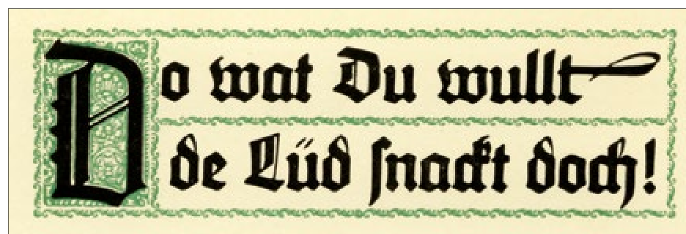
dass bei der Frage nach Gemeinsamkeiten vom Westgermanischen in den Niederlanden und Belgien (dem Limburgischen) ausgegangen wird. Gehen wir z.B. der Frage nach, wo man das sog. „spitze s" wie in [spitser stein] statt hochdeutsch [schpitser schtein] spricht und bis wie weit nach Süden und Osten im deutschen Sprachgebiet dies reicht. Dieses alte (= alt- und mittelhochdeutsche) /s/ vor und nach Konsonant ist nur im westlichsten Streifen des deutsch-niederländisch-flämischen Gebiets unverkürzt übriggeblieben und gilt allgemeiner für alle Konsonantenverbindungen, also von [s] mit folgendem Konsonanten: nicht nur Verschlusslaut *t*, sondern auch Sonore wie in *sm, sn, sr.*

Aber sehen wir zuerst, wovon wir auszugehen haben. Spätestens im Alt- und Mittelhochdeutschen (750-1050 und dann bis 1350) wurden zwei *s*-Laute unterschieden und auch graphisch auseinandergehalten: das alte ererbte *s*, welches ähnlich wie [sch] klang, und das neue, aus älterem *t* (*water*) verschobene *ß* wie in ahd. *waʒʒar* (*z* mit Schwänzchen), nhd. *Wasser.*

Zum unverschobensten, also inbezug auf s ältesten Gebiet gehört das Niederländisch-Flämische, also der Küstenrand. Lassen wir für einen beliebigen Konsonanten grundsätzlich abgekürzt als C stehen. Im Niederländisch-Flämischen gilt in <-sC-> grundsätzlich [-s-], vor Vokal, also in <-sV->, ebenso ausnahmslos [s]+[ch] wie im ndl. Seeort *Scheveningen* – eine Lautfolge, die hochdeutsch nicht vorhanden ist. Wie im Ndl.-Fl. gilt zumindest niederdeutsch (im Platt) bis heute [-sC] als Regel. Für West- und Saterfriesisch gilt dies ebenso. Es gibt kein [-schC-] wie im Hochdeutschen: demnach *Schnee – sneeuw*, *Schnarre – snar*, *Stiel – steel*, *Spur – spoor*, *Schmerz – smart*. Das Gleiche gilt uneingeschränkt für <sC> im In- und Auslaut. Es gibt kein *Wurscht*. Dies gilt allerdings in größerem Lautverband als im Oberdeutschen: Es gibt auch kein <-Cš-> wie etwa in *forsch – fors*, *Welsch – Waals*, *Mensch – mens*. An diesen westlichsten „ingwäonischen" Streifen zur Atlantikküste hin schließen nahezu zur Küste parallele Isoglossenstreifen nach Osten an, jeder dieser 6 Streifen ist um einen weiteren Verschiebungskontext [s] > [š] ([š] für deutsche Schreibung <sch>) erweitert – bis eben hin zum Oberdeutschen (Bairischen, Österreichischen, Alemannischen), wo sich [sch] = [š] durchgesetzt hat.

Was also ndl.-fläm.-niederdt. <-sC-> blieb, wurde noch vor einigen hundert Jahren im ganzen bairischen Sprachgebiet im Inlaut zu *scht*, *schp*, und *rs* wurde zu *rsch* und blieb dies bis heute. Vereinzelt sagt man noch heute *scht* (immer nach *r*, z.B. der *erschte*, *Würschtel*) und *schp* (z.B. *wischpern*). Entlehnungen ins Slowenische beweisen das: *mošt* „Most", *ješprenj/-anj* „Gerstbrein" (eine Gerstensuppe, in Kärnten *Ritschert* genannt), *Vošper / Volšperg* „Wolfsberg", *Možbrg* „Moosburg" (Ortsnamen, ähnlich Burgenlandkroatisch: *Rattersdorf/Ratištrof*, *Loisdorf/Loštrof*). Pohls Wohnort Viktring (slowenisch *Vetrinj*, 13. Bez. von Klagenfurt) heißt slowenisch-mundartlich Klošter (= Kloster, so benannt nach dem Viktringer Stift). Das *-k-* ist sekundär, 982 u. 984 urkundlich *Vitrino*, später an *victoria* angeglichen.

Der alte Unterschied zwischen den beiden s-Lauten, dem ererbten (einst ähnlich wie [sch] lautend) und dem neuen, aus *t* verschobenen zeigt sich auch in anderen Entlehnungen aus verschiedenen slawischen Sprachen, wo das slawische s als ts-Laut erscheint: z.B. *Zobel* < russ. *sobol* ', *Ziesel* < tschech. *sysel*, oder Ortsnamen wie *Zell* < slowen. *Selo/Selje* [nicht jedes Zell beruht auf latein. *cella*], oder *Zeller* neben *Sellerie*). Die *sch*-Lautung es alten *s* zeigen auch Entlehnungs ins Slawische, z.B. slowen. (alt) *žegen* < Segen, polnisch *żołnierz* < Söldner (heute „Soldat"). Im Bairischen war die *sch*-Aussprache der Gruppen *sC-/-sC* und *-rs-* früher die Regel, sie ist heute in größerem Umfang nur im Südwesten erhalten (v.a. ganz Tirol, westl. Oberkärnten, Teile des Pinzgaus und Oberbayerns). Diese in nichtdeutsche Dialekte entlehnten *s-Entsprechungen* haben also v.a. eine historische Dimension.



Zusammenfassung:

1. Das alte voralthochdeutsche *s* ist also anlautend vor Vokal mit *s-ch* am besten im Niederländisch-Flämischen erhalten – Beispiel *Scheveningen*, *Enschede*, *schoon* „schön". Vor Konsonant ist es dagegen „spitz" geworden – wie eben im *s-pitse s-teen*, hamburgisch „s-pitzer S-tein".

2. Es ist an- und inlautend im Oberdeutschen überwiegend zu *scht* geworden wie in *Wurscht*, *sunscht*, *sollsch(t)/soischt* „sollst". Das Hochdeutsche (das sich aus dem Ostmitteldeutschen, die Sprache der sächischen kurfürstlichen Kanzleien entwickelt hat und wesentlich durch Luthers Bibelübersetzung in seiner Verbreitung gestützt wurde) dagegen folgt dieser *sch*-Tendenz nicht und bleibt bei *Wurst*, *sonst*, *sollst.*

3. In der Vokalentwicklung teilt sich das deutsche Sprachgebiet nach den alten Zwielauten, die zu langen Einfachvokalen wurden, ganz anders. Es bleibt nur das Alemannische (mit *Wīp*, *lūt*, *Lǖt*) undiphthongiert. Das gesamte übrige Sprachgebiet, also vom österreichisch-bairischen Oberdeutsch bis ins Niederdeutsche und Niederländisch-Flämische hinein zeigt Diphthongierung (ndl. *wijf*, *loud*, *leu*(*d*)*-Weib*, *laut*, *Leute*).

Neben den Trennungen in den Entsprechungen zwischen dem Oberdeutschen und Niederdeutschen ist noch auf andere Eigentümlichkeiten des Niederdeutschen in diesen „westgermanischen Lautverschiebungsarealen" hinzuweisen: etwa die typischen Einsilblerkürzen wie *Rad* [rat] - ndl. *rad* [rat], *Glas* [glass] - ndl. *glas* [glass]. Vgl. dagegen die unverzichtbaren hoch- (und natürlich erst recht ober-) deutschen Einsilblerlängen: [ra:t], [gla:s]. Besonders auffällig sind die Prädikatstützen mit *doon* „tun". Dazu folgen Beispiele, die sich insgesamt auch auf andere westgermanische Sprachen verteilen. Und: Wo das Oberdeutsche grundsätzlich nur das periphrastische Perfekt spricht wie *habe gelesen/bin gestanden/bin gsī* statt *las/stand/war*, ist die einfache Vergangenheit so wie in der hochdeutschen Schriftsprache auch im Niederdeutschen und Niederländisch-Flämischen zuhause.

<u>Standardniederländisch</u>

- eten doen [dun] we alle dagen[dächen]. *‚essen tun wir jeden Tag.'*

• een steen deed hem struikelen[s-treukelen]. *‚ein Stein ließ ihn stolpern.'*

Niederländische Dialekte

• Ik doe wel even de kopjes afwassen. *‚ich tu wohl eben die Tassen/das Geschirr abwaschen.'*

•De kinderen doen hier niet voetballen. *‚Die Kinder tun hier nicht fußballen.'*

• Doet Marie elke avond dansen? *‚Tut Marie jeden Abend tanzen? '*

• Do het brood even snijden! *‚Tu das Brot eben schneiden! '*

• Ik heb heel wat lopen gedaan. *‚Ich habe ganz was laufen getan.'*

Westfriesisch-Saterfriesisch

• Smoke docht er net. *‚Rauchen tut er nicht.'*(Westfriesisch in den Niederlanden)

• Wi dwoo us Sproake oachtje. *‚Wir tun unsere Sprache achten.'* (Saterfriesisch/ Ostfriesisch in Deutschland)

Jiddisch

• ex tjj śraabn *‚ich tu schreiben.'*

• ex tjj a lax *‚ich tu einen Lach.'*

Niederdeutsch

• De Storm bruus so dull, dat de Kaat bäwern dä. *‚Der Sturm brauste so toll, dass die Hütte zittern tat.'*

• Wat de doar bloß sööken deit! *‚Was der da bloß suchen (tun) tut.'*

• n paar Brörers, de eok in Banteln wohnen dien. *‚ein paar Brüder, die auch in Banteln wohnen taten.'*

• wenn du dat nich weten deihst, wat wiss maken? *‚wenn du das nicht wissen tust, was willst (du) machen?'*

• wenn doar wecke bi sünd, de dat marken doot. *‚wenn da welche bei sind, die das merken tun.'*

• Da dee use Vatter denn den Hund nehmen un smeet den Hund in't Water. *‚Da tat unser Vater dann den Hund nehmen und schmiss den Hund ins Wasser.'* (Oldenburgisch, Kreis Cloppenburg)

• iner maakt äh äh Holtarbeiten, un de anner, de deiht putzen. *‚einer macht äh äh Holzarbeiten, und der andere, der tut putzen.'*

(Ostfriesisch, Kreis Wittmund)

Alle Beispiele sind entnommen: Thilo Weber 2016. Die ***doon***-Periphrase im Niederdeutschen. Funktionale und formale Aspekte. Dissertation Univ. Freiburg/ Br. Druckfassung 2017 in den ***Studien zur deutschen Grammatik.*** Tübingen: Stauffenburgverlag.cid:44DACA14-3723-46AD-BF7C-6CE82A84A081



Em. Univ.-Prof. Mag. Dr. Werner Abraham, studierte in Wien Mathematik, Geometrie, Mechanik sowie Englisch, Deutsch und Leibeserziehung, hatte einen germanistischen Lehrstuhl in Groningen inne, war als Gastprofessor in Köln, Lund, Leiden, Wien, Oldenburg, in Trondheim, Tromsø, Oslo, Graz, Berkeley, Salzburg u.a. tätig; er ist Honorarprofessor für Allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Wien.



Em. Univ.-Prof. Dr. Heinz-Dieter Pohl ist Sprachwissenschafter und Namenforscher. Er studierte Klassische Philologie und Geschichte sowie Vergleichende Sprachwissenschaft (Indogermanistik) mit Schwerpunkt Slawische Philologie an der Universität Wien. Die Forschungsschwerpunkte des früheren Obmanns des Vereins „Muttersprache" (2000-2007) sind u.a. Orts- und Flurnamenforschung, deutsch-slowenischer Sprachkontakt und historisch-linguistische Untersuchungen zur Sprache der Karantanen.

Zum Berlin(er)ischen

Werner Abraham

Die folgenden Zeilen schließen unmittelbar an „Niederdeutsch" (S. 7-8) an. Als ich neuernannt als Lehrstuhlinhaber an der Reichsuniversität Groningen in Nordholland mein wackliges Buchniederländisch versuchte, glaubte ich auch mein Niederdeutsch aus meiner Geburts- und Volksschulstadt Berlin anbringen zu können und wagte *ikke ooke* „ich auch" – was sich aber nun weder als Niederländisch *(ik ook)* noch als echt Berlinisch bewähren konnte: In Berlin hört man öfter *ooch* als *ook. Ikke ooke* war Jugendsprache. Nur ist das Nebeneinander solcher Formen kennzeichnend für die Landes- und Staatsmetropole, wo im Laufe der Jahrhunderte vieles an verschiedenen Mundarten aus Deutschland zusammenfloss und sich neben dem Hochdeutschen als zentraler Verwaltungssprache und Idiom eines kulturellen Hochzentrums bewähren musste. Die Hauptcharakteristik des Berlinischen ist somit eigentlich, dass Hochdeutsches (also *Wasser* statt niederdeutschem *water, verwechseln* statt nd. *verwisselen*) und Mittelniederdeutsch (vgl. die Dialektkarte zum Niederdeutschen auf S. 14) auch umgangssprachlich stark vermischt werden, wie das folgende Gedicht illustriert.

Berliner Reim:

„Mir" und „mich" verwechsl' ick nich,
dit kommt bei mich nich vor.
Meen Köta looft nich mit mich,
und rennt mich weg durchs Tor.
„Mir" und „mich" verwechsl' ick nich,
dit kommt bei mich nich vor.
Ick hab'n kleen'n Mann im Ohr,
der sacht mich allet vor.

Niederdeutsch sind Verschlusskonsonanten wie in *dit* „dies", *allet* „alles", *ick* „ich", ferner der Langvokal in *looft* „läuft", hochdeutsch ist jedoch *-ft-*, wo niederdeutsch *loopt* sagt. Ganz typisch niederdeutsch sind auch *jeben* „geben" und *sächt* (niederländisch [*cheven, secht*]) „sagt" Dativ und Akkusativ beim Pronomen fallen zusammen: *Ik kenn dir nich; ik schäme mir,* aber wie im Gedicht tritt auch der Akkusativ für beide Fälle ein.

Unter den Literaten, die berlinisch in ihr Werk miteinfließen ließen, gehört der Nobelpreisträger (1912) Gerhart Hauptmann. Hier ein Muster aus seinem Bühnenstück „Der Biberpelz". Man beachte die doppelte Negation *(kee Glicke nich)* sowie die klitisch angefügten Personalpronomina in *komm mer* „kommen wir", *lernste-haste* „lernst-hast du"; beides ist charakteristisch für Umgangssprachliches weit über das Niederdeutsche hinaus.

„Der Biberpelz":

I, schinden tun se dich also bei Kriegers?
Nee, so a armes Kind aber ooch! – Mit so was komm mer ock uffgezogen! A Frauenzimmer wie a Dragoner …! Nanu faß an, dort unten a Sack! Du kannst dich woll gar nich tälscher anstellen? Bei mir haste damit kee Glicke nich! 's Faulenzen lernste bei mir erseht recht nich!
Nu sag' ich dersch aber zum letzten Male

(Gerhart Hauptmann: „Der Biberpelz", Komödie, 1893)

Kann Interkommunikation die Dolmetscher ersetzen?

Kurt Gawlitta

Im Sommer vorigen Jahres fiel mir eine Einladung für Mitte Dezember zu einer 10. Internationalen Tagung über Sprachenrechte und die Evaluation von Sprachpolitiken in die Hände. Veranstalter war die Universität Teramo in der Region Abruzzen. Arbeitssprachen sollten sein Italienisch, Französisch, Englisch, Spanisch, Katalanisch und Deutsch. Ich habe mich mit einem Vortrag „Englisch, Sprache der Wissenschaft in Deutschland, Italien und Frankreich aus verfassungsrechtlicher Sicht" beworben. Mein Beitrag wurde angenommen. Zugleich erfuhr ich zu meiner Überraschung, man werde keine Dolmetscher einsetzen, sondern nach dem Modell der *„intercompréhension"* (franz.) bzw. „intercomprensione" (ital.) verfahren. Nur dieser Aspekt wird in diesem Beitrag verfolgt. Trotz einiger Skepsis habe ich teilgenommen. Mit meinen Fremdsprachen Französisch und Italienisch fühlte ich mich gut gerüstet. Na, Deutsch brachte ich ja auch mit und ein wenig Englisch.



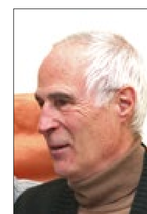
X. Fachtagung für Sprachenrechte und Sprachpolitik vom 14. - 16.12.2016 in Teramo / Giulianova in der Region Abruzzen. In der Mitte einer Trachtengruppe aus Süditalien der Veranstalter, Prof. Giovanni Agresti, von der Universität Teramo.

Die nächste Überraschung, als die Teilnehmer- und Themenliste zwei Wochen vor Beginn erschien: Ich war der einzige „echte" deutsche Teilnehmer, denn die Dozentin aus Tübingen war an einem italienischen Projekt beteiligt. Meine Muttersprache konnte ich mir gewissermaßen an den Hut stecken, denn wer verstand sie schon? Also habe ich den Vortrag auf Italienisch gehalten, die Folien auf Französisch an die Wand geworfen, und meine Diskussionsbeiträge ebenfalls in französischer Sprache geäußert.

Und, funktioniert das Modell „Interkommunikation" denn nun? Ich kannte es bisher nur aus eingespielten Zweiersituationen mit Partnern, die einander persönlich gut kennen und die passiven Fremdsprachenkenntnisse des anderen einschätzen können. Jeder spricht seine Muttersprache, hat es also beim Formulieren leicht, und der andere versteht ihn mühelos. Aber geht das auch bei einer Vielzahl von Teilnehmern aus verschiedenen Ländern? Ein er(n)stes Problem sind jene nicht seltenen Muttersprachler, die offensichtlich nicht bereit oder nicht in der Lage sind, sich in die Situation von Nichtmuttersprachlern zu versetzen, also ihre eigene Dynamik und Aussprache tagungsgerecht zu kontrollieren. Die Fremdsprachenkenntnisse jener Teilnehmer, die nicht das Glück haben, sich in ihrer Muttersprache äußern zu können, sind im Zweifel nicht so gut, wie sie vorgeben oder sich einbilden. Auch dadurch leidet der Erkenntnisgewinn substantiell. Die Auswahl der Teilnehmer richtet sich bei den Spielregeln der Interkommunikation, so darf man vermuten, nicht nach der fachlichen Qualifikation, sondern nach der Selbsteinschätzung ihrer Fremdsprachenkompetenz.

Der Veranstalter, Prof. Giovanni Agresti, Sozialwissenschaftler an der Universität Teramo, war selbst ein glänzendes Beispiel für Zweisprachigkeit in Italienisch und Französisch. Er unternahm aber wenig, um seine eigenen Spielregeln durchzusetzen. Die mediterranen Hochgeschwindigkeitsrhetoriker bremste er nicht, seinen Landsleuten ließ er jeden Raum für Ko-Referate, wenn es galt, bloße Fragen zu stellen. Den Katalanen gewährte er quasi Narrenfreiheit, wenn sie ihre Sprache, die niemand sonst verstand, unbedingt im Original vorführen wollten. Er nahm es sogar hin, wenn Teilnehmer sich souverän darüber hinwegsetzten, dass Vortrag und Präsentation in verschiedenen Sprachen abgefasst sein sollten. Meine Befürchtung, dass mancher Redner, quasi aus Verzweiflung, ins Englische ausweichen würde, erfüllte sich nicht. Englische Beiträge waren die absolute Ausnahme.

Kurz zusammengefasst: Interkommunikation bleibt ein verheißungsvolles Wort, klappt aber als Tagungsmodell unter den in Teramo angetroffenen Voraussetzungen nicht, ja, funktioniert nach meinem Eindruck für mehr als zwei Sprachen wahrscheinlich überhaupt nicht. Zweisprachigkeit war faktisch das Modell in Teramo. Man darf dann aber nicht sechs Konferenz-Sprachen zulassen. Was funktionieren kann, ist eine konsequent zweisprachige Tagung. Dies bedeutet aber, dass tatsächlich alle Teilnehmer, wenn sie denn aktiv mitwirken wollen, beide Sprachen wenigstens auf der Niveaustufe C 1 des Europäischen Referenzrahmens beherrschen (vgl.: ttp://www.goethe.de/Z/50/commeuro/303.htm). Dieses Niveau sogenannter „Kompetenter Sprachverwendung" schränkt die Zahl möglicher Teilnehmer wesentlich ein, führt also die sprachlich Kompetenten zusammen, nicht aber automatisch auch die fachlich Kompetentesten. Man kann aus der Not eine Tugend machen, wenn man das Geld für Dolmetscher nicht ausgeben kann oder will, und die Spielregel Interkommunikation ausrufen. Das fachliche Niveau, welches man von Konferenzen mit dem üblichen Globisch gewohnt ist, wird man jedoch vermutlich nicht übertreffen, wenn man mehr als zwei Tagungssprachen zulässt. Eine sinnvolle Alternative zu dem Globisch-Modell kann nur das Zweisprachenmodell sein.



Dr. Kurt Gawlitta ist Jurist, promovierter Erziehungswissenschaftler und freier Autor. Ehrenamtlich arbeitet er im Vorstand des Vereins Deutsche Sprache (Dortmund) mit. Er lebt in Berlin.
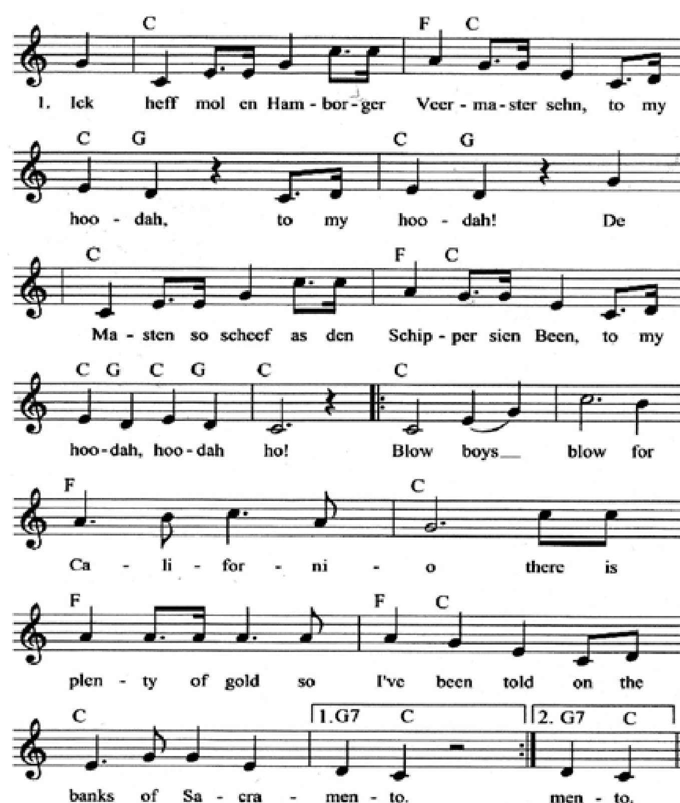
Wolf Ewald: Seefahrt WAR Not . . .

… und das wortwörtlich, und für die „kleinen Leute“ an der Nordseeküste weit ins 19. Jahrhundert hinein. Ähnlich stand es um das harte Leben der „Älpler“ am anderen Ende des deutschen Sprachraumes. Die Romantik des Seemannslebens – wie eben auch jene der Gamsjäger und Sennerinnen – wurde erst zum Thema, als wirtschaftlicher Aufschwung, Tourismus, Literatur und Gesang die Sehnsucht nach dem Exotischen, auch in der eigenen Heimatregion, förderten. Man wurde sich amüsiert der jeweiligen sprachlichen Eigenarten bewusst, ohne sie freilich „anzunehmen“; so wie die bayerisch-österreichische Mundart bei den Einheimischen des Südens verblieb, so auch das „*Plattdüütsch*“ bei den Leuten an der *Waterkant*. Es gab norddeutsche Dichter, die in „Platt“ schrieben, Ernst Reuter z.B.. Aber bekannt über die Landstriche entlang der Küste hinaus wurden hauptsächlich Gedichte und Lieder, die das Leben an und auf der See zum Gegenstand hatten, die – hochdeutsch verfasst – überall mühelos verständlich waren.

Im 20. Jahrhundert war es einerseits die Jugendbewegung, welche neben allgemeiner „Fahrten“sehnsucht auch jene nach den Abenteuern zur See pflegte. Lieder wie „Wir lagen vor Madagaskar“, „Alle die mit uns auf Kaperfahrt fahren“ oder „Wir lieben die Stürme“ wurden im ganzen deutschen Sprachraum gesungen. Andererseits machten großartige Interpreten wie Hans Albers („Nimm mich mit, Kapitän, auf die Reise“) oder Heinz Rühmann („Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern“) das Genre populär. All dies natürlich auf Hochdeutsch, allenfalls mit norddeutschem Akzent.

Ähnlich populär wurde von den Liedern in Platt vor allem der „*Hamborger Veermaster*“. Dieser typische „*capstan shanty*“ beruht auf dem englischen „*The Banks of Sacramento*“, der in der Zeit des großen „*gold rush*“, Mitte des 19. Jahrhunderts, entstand. Damals dominierten noch die großen Segelschiffe (eben Viermaster und Teeklipper) die Ozeane. Wie hart das Leben an Bord auch zu jener Zeit noch war, führen die Strophen dieses hier abgedruckten Liedes drastisch vor Augen.

Ick heff mol en Hamborger Veermaster sehn,
de Masten so scheef as den Schipper sien Been,
Dat Deck weer von Isen, vull Schiet un vull Smeer,
dat weer de Schietgäng ehr schönstes Pläseer,



Dat Logis weer vull Wanzen, de Kombüs weer vull Dreck,
de Beschütten, de löpen von sülben all weg,
Dat Soltfleesch weer grön, un de Speck weer vull Moden,
Köhm gev dat bloß ann Wiehnachtsobend,
Un wulln wi mol seiln, ick segg dat jo nur,
denn lööp he dree vörut und veer wedder retur,
As dat Schipp, so weer ok de Kaptein,
de Lüüd för dat Schipp, de weern ok blots schangheit.

Ein keines Glossar mag das Verständnis des Textes erleichtern:
scheef = schief, krumm ▪ ***Been*** = Bein ▪ ***Schietgäng*** = Putztrupp ▪ ***Pläseer*** = Plaisier, Freude ▪ ***Beschüten***= Schiffszwieback ▪ ***sülben*** = von alleine ▪ ***wiet*** = weit weg ▪ ***Soltfleesch***= Salzfleisch ▪ ***Köhm*** = Kümmelschnaps ▪ ***seiln*** = segeln ▪ ***vorut*** = voraus, nach vorn ▪ ***Lud*** = Leute, Mannschaft ▪ ***schangheit*** = mit Gewalt angeheuert

„Von den Fischer un siine Fru“

So beginnt auf Plattdeutsch jenes Märchen, welches unter dem Titel „Der Fischer und seine Frau“ von Kindern wie (so manchen) Erwachsenen noch immer gern gehört, bzw. gelesen wird. Aufgezeichnet hatte es 1806 der berühmte romantische Maler und Poet Philipp Otto Runge in der vorpommerschen Variante des Platt; es wurde 1812 in die Sammlung „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm aufgenommen; .

Für jene, die dieses Märchen nicht kennen, bzw. nur mehr ungefähr in Erinnerung haben: Es geht um ein armes, ja im Elend lebendes Fischerpaar (ihre Behausung ist ein „Pisspot“) und wie es mit seiner Chance auf ein besseres Leben umgeht. Als der Mann einen großen Butt fängt, der sprechen kann, lässt er das Wundertier natürlich frei. Seine Frau („die Ilsebill“) setzt ihm zu, dass er den Butt aufsuchen und sich die Erfüllung eines Wunsches erbitten solle. Nun geht der Fischer an den Strand und spricht das bekannte Zaubersprüchlein

„Manntje, Manntje, Timpe Te, Buttje, Buttje inne See,
mine Fru de Ilsebill will nich so als ik wol will.“

Der Butt zeigt Verständnis und verschafft dem Ehepaar eine bessere Bleibe.

Leider kommt die Ilsebill auf den Geschmack und verlangt von Mann (und Butt) immer großartigere Wundertaten, bis es dem Fisch zu bunt wird und er dem Fischer bescheidet: *„Ga mal hin, se sitt all weder in'n Pisspot“* – und aus ist es mit der Herrlichkeit.

Das Märchen bezaubert nicht nur durch die (für uns Binnenländer) exotische Sprache, sondern auch durch den dramaturgisch geschickten Aufbau; es ist deshalb vielfach bearbeitet und neu präsentiert worden – nicht nur als Film, Hör- und Fernsehspiel, sondern sogar als Posse (durch Johann Nestroy!) und als Oper „Ilsebill“. WE

Die Poetin Ostpreußens: Agnes Miegel (1879-1964)

Wolf Ewald



Agnes Miegel konnte am Ende ihrer Tage auf eine ungemein intensive, an Höhen wie Tiefen reiche Lebens- und Schaffenszeit zurückschauen.

In Königsberg geboren, wo ihre Vorfahren – ursprünglich Protestanten aus Salzburg – ihre Heimat gefunden hatten, blieb sie der Stadt und der ostpreußischen Landschaft zeitlebens verbunden; nach der Flucht 1945 freilich nur in ihren Gedanken und Schriften.

Die Dichterin war schon früh erfolgreich – ihr erster Gedichtband erschien, als sie erst 21 Jahre alt war; 1907 kamen die „Balladen und Lieder" heraus. Über die Jahre folgten zahlreiche weitere Arbeiten: Erzählungen, Märchen und Gedichte. Ihren Lesern am bekanntesten aber wurde sie als Dichterin von Balladen.

Deren Qualitäten waren sogar für den nach dem Zweiten Weltkrieg einflussreich gewordenen Literaturkritiker Marcel Reich-Ranitzki so offenkundig, dass er 2005 drei davon in eine Anthologie aufnahm.

Dies ist umso bemerkenswerter, als sie dem Intellektuellen weltanschaulich gewiss nicht nahe stand. Sie war nämlich schon in jungen Jahren – nicht zuletzt wohl wegen einer privaten Beziehung mit dem großen Börries Freiherrn von Münchhausen – in nationalkonservative Gesellschaft geraten. Als Angehörige des „Wartburgkreises" (der sich als „antimodernistisch, antiinternationalistisch und antipazifistisch" definierte) fand sie natürlich auch bei den Exponenten der 1933 an die Macht gekommenen Bewegung Zustimmung. Wie es scheint, ist sie ihrerseits ebenfalls von der neuen Weltanschauung und ihrem Führer angetan gewesen. Allerdings blieb, wie es von kompetenter Seite heißt, ihr dichterisches Werk von Rassismus und Antisemitismus frei.

So wurde sie auch nach 1945 von vielen Deutschen geschätzt, ja verehrt, zumal von den Vertriebenen aus den Ostgebieten; 1961 hat sogar Willy Brandt sie besucht. Sie war übrigens auch in einem „Entnazifizierungsverfahren" als „unbelastet" eingestuft worden. Erst im Gefolge der „68er"-Bewegung wurde Agnes Miegel angefeindet; viele der nach ihr benannten Straßen und Plätze mussten umbenannt werden, oft gegen erheblichen Widerstand der einheimischen Bevölkerung.

Von ihren vielen eindrucksvollen Arbeiten seien auf der nächsten Seite zwei vorgestellt: ein kurzes Heimatgedicht „Heimweh", sowie die Ballade „Die Frauen von Nidden", ein düsteres Werk, das auf der Kurischen Nehrung zwischen Ostsee und Kurischem Haff spielt.

„Die Frauen von Nidden"

Historisch-literarische Begleitumstände der Ballade

Hermann Möcker

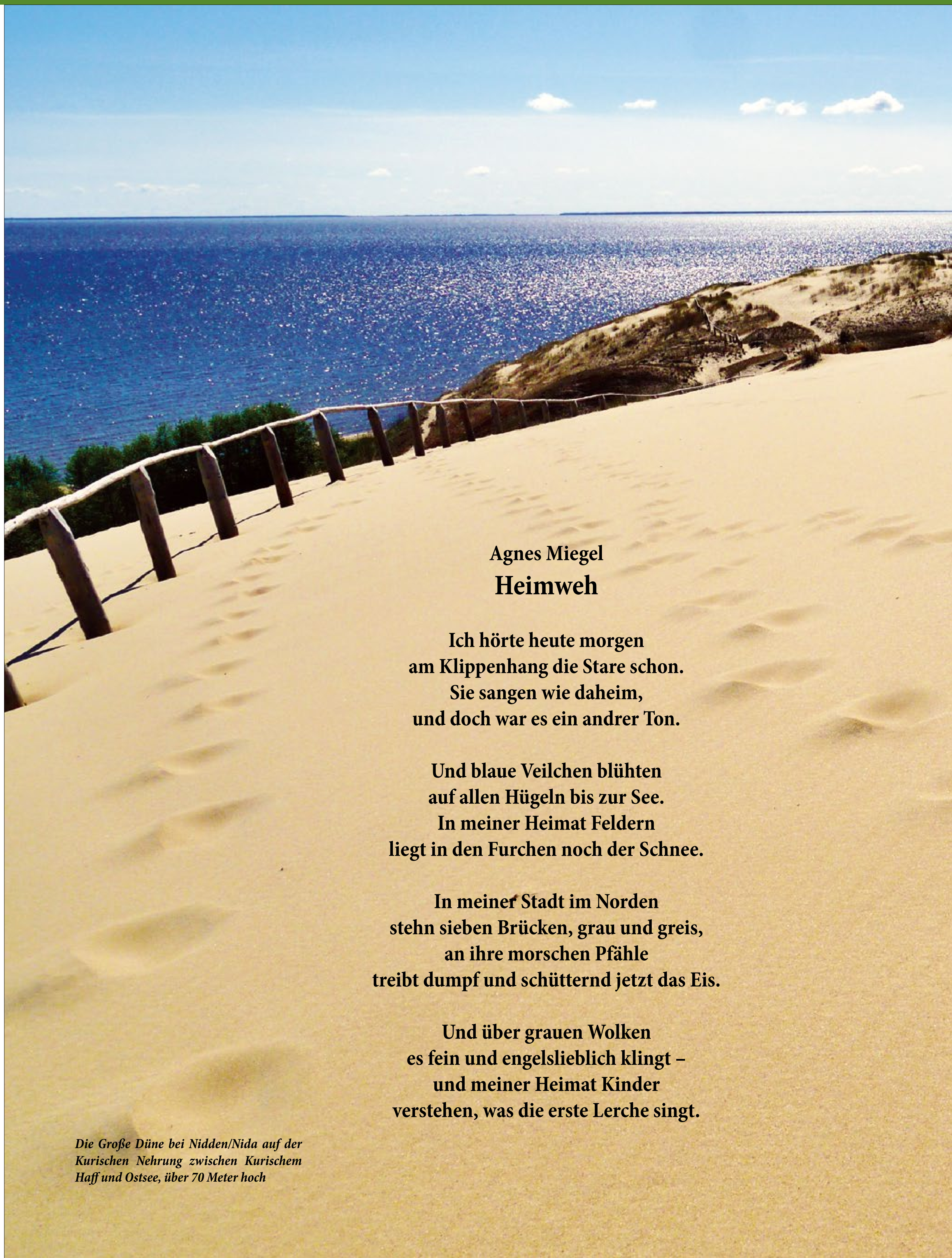
Während Kurfürst Friedrich III. (reg. 1688-1713; ab 1701: Friedrich I., „König in [!] Preußen") Brandenburg und Preußen regierte, brach 1700 der Nordische Krieg (bis 1721) um die Vormacht an der Ostsee aus: Dänemark, Sachsen-Polen und Russland gegen Schweden. Der Krieg endete mit der Niederlage Schwedens; mit dessen Gebietsverlusten konnte Zar Peter I. der Große (1689 – 1725) Russlands Position an der Ostsee stark verbessern. Ein tragischer „Kollateralschaden" dieses Krieges war eine Pestepidemie, die 1709 bis 1711 Polen, Ostpreußen und die baltischen Länder heimsuchte. Allein in Ostpreußen starb fast eine Viertelmillion Menschen, ein Drittel der Bevölkerung. Auf das Aussterben ganzer Dörfer nimmt Miegels Ballade Bezug. Nidden, litauisch Nida, ist der letzte Ort Litauens auf der Kurischen Nehrung; 4 km südlich davon beginnt der russische Teil der Nehrung (gehört zur Exklave Königsberg/Kaliningrad).

Friedrichs des I. Sohn und Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I. (reg. 1713-1740), nahm den Wiederaufbau Ostpreußens entschlossen in Angriff. Bis 1728 konnten 20.000 Familien erfolgreich angeworben und neuangesiedelt werden.

Als Fürsterzbischof Leopold Anton Freiherr von Firmian von Salzburg (reg. 1727-1744) die Ausweisung der evangelischen Landesbevölkerung mit Nachdruck fortsetzte, lud Friedrich Wilhelm I. 1732 die Salzburger Exulanten nach Ostpreußen ein und konnte 17.000 von ihnen im äußersten Nordosten, im Winkel der Grenze gegen Litauen, ansiedeln. (Ein kleinerer Teil der Salzburger fand in Georgia, heute USA, eine neue Heimat.)

1914, beim vorübergehenden Einmarsch der Russen in Ostpreußen, wurde gerade das Grenzgebiet zu Litauen arg verwüstet, doch konnten die Bewohner nach den deutschen Siegen von 1914/15 (Tannenberg, Masuren) zurückkehren und die Heimat wieder aufbauen. Doch 1944/45 wurden sie endgültig Opfer von Flucht und Vertreibung. – Agnes Miegel (1879-1964), geboren in Königsberg, stammte mütterlicherseits selbst von Salzburger Vorfahren ab und musste 1945 ihre Heimat verlassen.

Goethes Epos „Hermann und Dorothea" (1797) hängt insofern mit der Salzburger Emigration zusammen, als er eine Kalendergeschichte mit einer Episode beim Durchzug der Salzburger in Gera (Thüringen) fand. Er veränderte/aktualisierte den Inhalt, indem er die Ereignisse auf die Flucht linksrheinischer Bevölkerung vor dem Wüten der Französischen Revolution umstellte. Da diese Stoffgeschichte eher wenig bekannt ist, schreibt Friederike Zaisberger in ihrer „Geschichte Salzburgs" (Wien – München 1998, S. 160) etwas irrig: „Daß … Goethe seine Dichtung ‚Hermann und Dorothea' zur Erinnerung an wandernde Salzburger geschrieben hat, ist nicht beweisbar."



Agnes Miegel

Heimweh

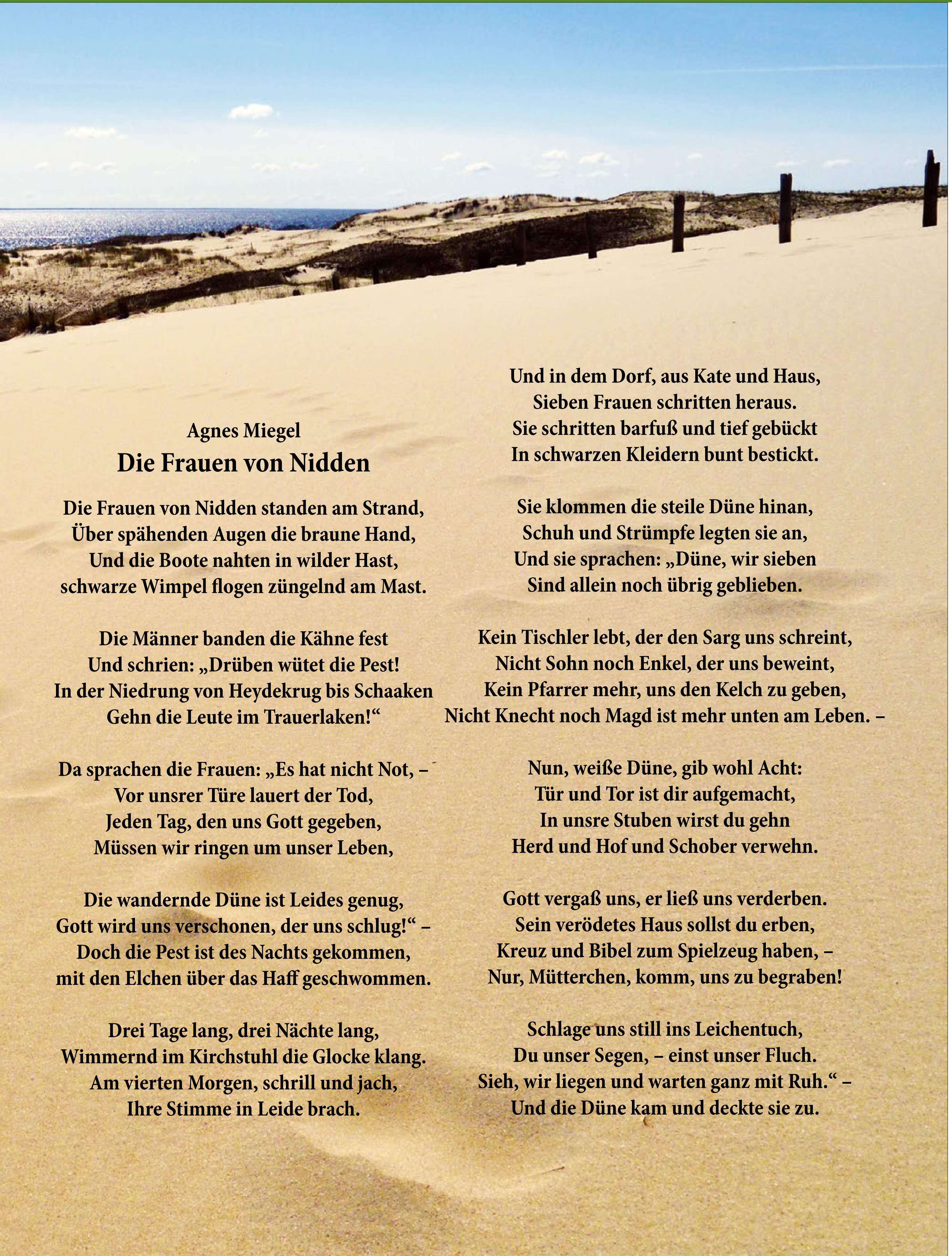
Ich hörte heute morgen
am Klippenhang die Stare schon.
Sie sangen wie daheim,
und doch war es ein andrer Ton.

Und blaue Veilchen blühten
auf allen Hügeln bis zur See.
In meiner Heimat Feldern
liegt in den Furchen noch der Schnee.

In meiner Stadt im Norden
stehn sieben Brücken, grau und greis,
an ihre morschen Pfähle
treibt dumpf und schütternd jetzt das Eis.

Und über grauen Wolken
es fein und engelslieblich klingt –
und meiner Heimat Kinder
verstehen, was die erste Lerche singt.

Die Große Düne bei Nidden/Nida auf der Kurischen Nehrung zwischen Kurischem Haff und Ostsee, über 70 Meter hoch



Agnes Miegel

Die Frauen von Nidden

Die Frauen von Nidden standen am Strand,
Über spähenden Augen die braune Hand,
Und die Boote nahten in wilder Hast,
schwarze Wimpel flogen züngelnd am Mast.

Die Männer banden die Kähne fest
Und schrien: „Drüben wütet die Pest!
In der Niedrung von Heydekrug bis Schaaken
Gehn die Leute im Trauerlaken!“

Da sprachen die Frauen: „Es hat nicht Not, –
Vor unsrer Türe lauert der Tod,
Jeden Tag, den uns Gott gegeben,
Müssen wir ringen um unser Leben,

Die wandernde Düne ist Leides genug,
Gott wird uns verschonen, der uns schlug!“ –
Doch die Pest ist des Nachts gekommen,
mit den Elchen über das Haff geschwommen.

Drei Tage lang, drei Nächte lang,
Wimmernd im Kirchstuhl die Glocke klang.
Am vierten Morgen, schrill und jach,
Ihre Stimme in Leide brach.

Und in dem Dorf, aus Kate und Haus,
Sieben Frauen schritten heraus.
Sie schritten barfuß und tief gebückt
In schwarzen Kleidern bunt bestickt.

Sie klommen die steile Düne hinan,
Schuh und Strümpfe legten sie an,
Und sie sprachen: „Düne, wir sieben
Sind allein noch übrig geblieben.

Kein Tischler lebt, der den Sarg uns schreint,
Nicht Sohn noch Enkel, der uns beweint,
Kein Pfarrer mehr, uns den Kelch zu geben,
Nicht Knecht noch Magd ist mehr unten am Leben. –

Nun, weiße Düne, gib wohl Acht:
Tür und Tor ist dir aufgemacht,
In unsre Stuben wirst du gehn
Herd und Hof und Schober verwehn.

Gott vergaß uns, er ließ uns verderben.
Sein verödetes Haus sollst du erben,
Kreuz und Bibel zum Spielzeug haben, –
Nur, Mütterchen, komm, uns zu begraben!

Schlage uns still ins Leichentuch,
Du unser Segen, – einst unser Fluch.
Sieh, wir liegen und warten ganz mit Ruh.“ –
Und die Düne kam und deckte sie zu.

Thomas Mann und sein Aufenthalt in Nida (Nidden)

Zu einer der größten Berühmtheiten, die die Kurische Nehrung für sich entdeckten, zählte Thomas Mann. 1929, einige Monate bevor Mann der Literaturnobelpreis zuerkannt wurde, kam der Schöpfer der „Buddenbrooks“ von Ostpreußen her mit dem Dampfer nach Nidden. Die berühmte Sommerfrische gehörte damals schon zu Litauen und war ihm empfohlen worden.

Nicht nur im „Tod in Venedig“ kommt Thomas Manns Hang zur Sommerfrische am Meer auch in seinen Werken zum Tragen. Beeindruckt von den riesigen Dünen zwischen Kurischem Haff und Meer beschloss die Familie, sich hier ein Sommerhaus zu bauen.

Zugute kam ihr hierbei sicher die Dotierung des Ende 1929 zuerkannten Literaturnobelpreises. Zum Sommer des nächsten Jahres war das Sommerhaus bereits bezugsfertig. Es war auf dem Schwiegermutterberg am Ortsrand von Nidden entstanden, gebaut wie die alten hölzernen Fischerhäuser – mit Reetdach, in „Niddener Blau“ gehaltenen Giebelkanten und mit gekreuzten heidnischen Pferdeköpfen am Giebel.

Thomas Mann arbeitete hier fast täglich an seiner Tetralogie „Joseph und seine Brüder“. In der Biographie von Thomas Mann ist heute kaum ein Hinweis auf Nidden zu finden. Dennoch verbrachte er hier mit seiner Frau und den drei jüngsten Kindern die letzten unbeschwerten Sommer 1930-1932. Im September 1932 verließ Thomas Mann Nidden. 1933 folgte die Emigration in die Schweiz.

Zum Kriegsende von einer Granate getroffen, befand sich das Haus lange in erbärmlichen Zustand, bis 1967 auf Anregung des litauischen Schriftstellers Antanas Venclova eine grundlegende Restaurierung durchgeführt wurde. Das ehemalige Sommerhaus wurde fortan als Bibliothek genutzt. Mitte der 1990er Jahre wurden die Zimmer schließlich im ehemaligen Sommerhaus von Thomas Mann originalgetreu wiederhergestellt und ein kleines Museum sowie ein Kulturzentrum eingerichtet.

http://www.baltikum-tours.de/infos/tho



Thomas Manns Sommerhaus auf dem „Schwiegermutterberg“ in Nidden/Nida (Kurische Nehrung)

Zogen einst fünf wilde Schwäne

1. Zo-gen einst fünf wil-de Schwä-ne, Schwä-ne
leuch-tend weiß und schön. Sing, sing, was ge-schah?
Kei-ner ward mehr ge-se-hen. Ja! sehn.

Volkslied aus Ostpreußen

Zogen einst fünf wilde Schwäne,
Schwäne leuchtend weiß und schön.
„Sing, sing, was geschah?“
Keiner ward mehr gesehn.

Zogen einst fünf junge Burschen
stolz und kühn zum Kampf hinaus.
„Sing, sing, was geschah?“
Keiner kehrt nach Haus.

Wuchsen einst fünf junge Birken
grün und frisch an Bachesrand
„Sing, sing, was geschah?“
Keine in Blüten stand.

Wuchsen einst fünf junge Mädchen
schlank und schön am Memelstrand.
„Sing, sing, was geschah?“
Keins den Brautkranz wand.

Die nebulöse Piefke-Fama

Dieter Schöfnagel

„Piefke“ gilt als Schmähwort. Dabei ist nicht der „Schmäh“ im Sinne von Flunkern/Schwindeln/Vortäuschen (Johann Nestroy: „Es ist ja alles nur Chimäre, aber mich unterhalt’s“) gemeint, auch nicht der „g’sunde Schmäh“ im Sinne phantasievollen Vortrags, sondern eine Schmähung.

Anton Karl Mally schreibt in einem Leserbrief vom 14. Jänner 2016:

„Die abwertende Bezeichnung der Bundesdeutschen als ‚Piefke(s)’ ist unterste Schublade. Es ist uns Österreichern nicht recht, *vice versa* von Bundesdeutschen als ‚Zwockel’, ‚Schluchtis’ oder ‚Ösis’ herabgesetzt zu werden.“

Unter dem Titel „Die delikaten Beziehungen zwischen Ösis und Piefke“ schreibt Burkhard Bischof (Die Presse, 30. Oktober 2016) über den Beitrag „Ösis & Piefke“ im Geschichtemagazin „Zeitreise Österreich“, dass dieser „dem vielfältigen Verhältnis zwischen Österreich und Deutschland nicht gerecht“ wird. Zu kurz kämen „die engen gesellschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen Österreichern und Deutschen“.

Burkhard Bischofs Kritik am „Ösis und Piefke“-Text: „Warum kein Beitrag über die Witze, die die beiden Nachbarn übereinander machen? Warum nichts über die deutschen Medien, die so stark nach Österreich hereinwirken und Diskussionen auslösen? Warum andererseits nichts über Österreicher, die seit Langem in Deutschland Karriere machen und gerade in der deutschen Medien- und Unterhaltungswelt ein Machtfaktor sind? Und, und, und. Wie gesagt, ein ungeheuer buntes, vielfältiges, doppelbödiges Thema.“

Nur am Rande erwähnt der Wiener Historiker Ernst Bruckmüller „gewisse latente Überlegenheitsposen auf deutscher und Minderwertigkeitsgefühle auf österreichischer Seite“. Dieses beliebte Klischee verdient es, hinterfragt zu werden: Kommt es nicht eigentlich nur zwischen Wien und Berlin vor? Auf welche Gruppen der Bevölkerung ist es beschränkt? Zu welchen Zeiten spielte es eine Rolle und wann nicht? Wird es nicht durch Medienereignisse wie Felix Mitterers „Piefke-Saga“ hochgespielt und angeheizt?

Solche mehr oder weniger ernste Gehässigkeiten finden wir hier in den Burgenländer-, dort in den Ostfriesenwitzen; grotesk überspitzt in den Sticheleien zwischen den Kärntner Städten Villach und Klagenfurt, die man in den fernsehgerechten Darbietungen der Villacher Faschingsgilde erleben kann. Gebildeten Menschen ist das nur erträglich, wenn sie das als Persiflage auf Vorurteile auffassen.

Sicherlich schmerzen einen mehr patriotisch als national eingestellten Österreicher die Erinnerungen an die Kriege mit Preußen im 18. Jahrhundert und zuletzt an die Niederlage 1866 in Königgrätz. Aber es gibt auch Bemühungen, das zu überwinden. So hat die Gemeinde Gänserndorf bei Wien (im niederösterreichischen Weinviertel), wo am 31. Juli 1866 eine große preußische Siegesparade stattfand, ein Piefke-Denkmal errichtet: Eine Theorie führt nämlich den Namen Piefke auf den Marschkomponisten Johann Gottfried Piefke zurück. Und ich selbst hatte folgendes Aha-Erlebnis:

Die Bürger meines Wiener Heimatbezirks Floridsdorf hatten im 19. Jahrhundert etliche Gassen nach deutschen Schriftstellern wie Gustav Freytag, Theodor Körner, Frank Wedekind, Viktor v. Scheffel, Max v. Schenkendorf u. a. benannt, und einen Platz nach dem deutschen Reichskanzler Otto von Bismarck. Dieser war irgendwann auf „Hoßplatz“ geändert worden. Als für den dort angelegten Park ein Name gesucht wurde, schlug ich vor, wenigstens dafür im Sinne unserer Vorfahren „Bismarck-Park“ zu nehmen. Mein politisch Vorgesetzter, hauptberuflich österreichischer hoher Offizier, wies mich wutentbrannt zurecht, so tief saß die Abneigung gegen Preußen – und das im 21. Jahrhundert! Sicherlich hat er nie Karl Kraus’„Die letzten Tage der Menschheit“ gelesen . . .

Einen Schuss Piefkephobie (Hermann Möcker möge mir den unkorrekten Ausdruck verzeihen – siehe WSB 4/2016) fand ich in Oscar Straus’ Operette „Ein Walzertraum“ („Leise, ganz leise klingt’s durch den Raum …“ … „die echteste Wiener Musik“ [als ob sich „echt“ steigern ließe]). Da wird das Piefke-Klischee hemmungslos kultiviert. Ich glaube nicht, dass es im Norden ein Gegenstück dazu gibt.

Der österreichische Komponist, Autor und Kabarettist Peter Wehle führte die Bezeichnung „Piefke“ auf die Erstürmung der Düppeler Schanzen im Zweiten Deutsch-Dänischen Krieg zurück. Dort waren Preußen und Österreicher Waffenbrüder. Der Preuße Piefke sei ein sehr „preußischer“ Preuße gewesen, der auf seine österreichischen Mitstreiter einen derart nachhaltigen Eindruck hinterlassen habe, dass sein Name zum Sinnbild des zackigen und ruppigen Preußen geworden sei.

Heutzutage spricht man eher von Ossis und Wessis, ergänzend von Ösis. Vielleicht wird man für die Elsässer „Elsis“, für Schweizer „Swissis“ und für Südtiroler „Ötzis“ erfinden – solange es liebevoll gemeint ist, kann man es angehen lassen. Ein Ethnophaulismus („abwertende Fremdbezeichnung für Volksgruppen“) ist jedoch anachronistisch.

Literaturhinweis: Anton Karl Mally: Warum werden die Bundesdeutschen von Österreichern „Piefke(s)“ genannt? In: Der Sprachdienst, Jahrgang 54, Heft 5, 2010, S. 147–157.



Im September 2009 wurde zu Ehren Johann Gottfried Piefkes in Gänserndorf das weltweit erste Piefke-Denkmal errichtet. Durch die „Klangskulptur aus Cortenstahl“, die einen Plattenspieler darstellen soll, will die Stadt den Begriff „Piefke“ rehabilitieren.

Theodor Fontane: Effi Briests „Schritt vom Wege"

von Jeanette Kleedorfer



Im Rahmen unseres jetzigen Schwerpunktthemas freue ich mich, Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, eine weitere Frau nach „Jane Eyre" (siehe Ausgabe Dez. 2016) vorstellen zu dürfen. Aber halt, werden Sie rufen, können wir Effi Briest und Jane Eyre wirklich in einem Atemzug nennen? Ist doch Jane Eyre eine „starke", emanzipierte Frau, die ihren Herrn Rochester nach vielen Widrigkeiten „zähmen" kann, die schließlich auf Augenhöhe mit ihm kommuniziert! Ja, Sie haben Recht, im Gegensatz dazu ist Effi Briest eine „schwache" Frau, die es nicht schafft, aus den ihr auferlegten Konventionen auszubrechen. Doch der Reihe nach:

„Effi Briest" (erschienen in Buchform 1896) steht gemeinsam in einer Tradition mit „Madame Bovary" (1857) und „Anna Karenina" (1878). Nicht nur das Thema der Ehebrecherin ist allen diesen Gesellschaftsromanen gleich, sondern auch, dass diese Werke zuerst in mehreren Folgen in Zeitschriften erschienen, bevor sie als Bücher herausgegeben wurden.

Doch während Madame Bovary an der Langeweile neben ihrem öden Ehemann und in einem ebenso öden Ort zerbricht, verlässt Anna Karenina ihren strengen Gemahl und ihren Sohn, um der Liebe ihres Herzens zu folgen. Beide Damen büßen ihre „Verfehlungen" mit dem Freitod, wobei Madame Bovary nach der Einnahme von Arsenik einen qualvollen Tod stirbt.

Effi hingegen, eine junge, verschüchterte Frau, die von ihren Eltern mit einer „guten" Partie, dem mehr als doppelt so alten Geert von Innstetten verheiratet wird, ist mit ihrem Mann, der sie wie ein Kind behandelt und den sie als ihren „Erzieher" („... denn du bist ein Erzieher...", Seite 231) sieht, nicht glücklich. Selbst vor dem Haus im fiktiven Kessin in Hinterpommern, in dem sie lebt, fürchtet sie sich, und das scheint Innstetten als „Erziehungsmaßnahme" nicht unrecht zu sein. Ein Theaterstück, der „Schritt vom Wege", in dem sie selbst mitspielt, ist der Beginn einer unseligen, eher bedeutungslosen Affäre mit dem abenteuerlustigen Major von Crampas, in die sie schlittert, aus der sie sich aber nicht befreien kann.

„Es brach wieder über sie herein, und sie fühlte, daß sie wie eine Gefangene sei und nicht mehr herauskönne.

Sie litt schwer darunter und wollte sich befreien. Aber wiewohl sie starker Empfindungen fähig war, so war sie doch keine starke Natur; ihr fehlte die Nachhaltigkeit, und alle ihre guten Anwandlungen gingen wieder vorüber. So trieb sie dann weiter,..." (Seite 214/215).

Effi ist erleichtert, als sie mit ihrem Gatten nach Berlin zieht und alles, das sie belastet, hinter sich lässt. Jahre später findet Innstetten alte Briefe, die Beweise von Effis Untreue. In der ersten Verzweiflung schüttet Innstetten einem alten Freund das Herz aus, und das Unglück nimmt seinen Lauf: Innstetten fordert Major von Crampas zum Duell und schießt ihn tot. Obwohl er weiß, dass die Vergangenheit bedeutungslos ist, schickt er, einem sinnlosen „Ehrenkodex" folgend, seine Frau weg und macht sie und sich selbst unglücklich. Effi, gesellschaftlich geächtet, wird zwar schließlich im Hause ihrer Eltern aufgenommen, stirbt aber in jungen Jahren, wohl auch an gebrochenem Herzen.

Diese junge Frau ist, wie schon zu Beginn vermerkt, keine Jane Eyre, die ihr Leben selbst in die Hand nimmt, aber auch keine Anna Karenina, die mit den Konsequenzen ihres Handelns leben muss. Effi lässt ihr Leben geschehen, ihre Heirat, selbst ihren Betrug, und schließlich ihren Tod. Sie agiert nicht, sie reagiert, daran muss sie scheitern.

Und Innstetten? In seinem Innersten weiß er, dass er an Effis Untreue nicht ganz unschuldig ist, er kennt sie ja gut („... Du bist eine reizende kleine Frau, aber Festigkeit ist nicht eben deine Spezialität") (Seite 207). Auch ahnt er, dass es nur die Konventionen sind, die ihn zu dem Duell veranlassen, um seine „Ehre" zu retten. Wer erinnert sich nicht an Arthur Schnitzlers „Leutnant Gustl"? Wie absurd, dass dieser Leutnant glaubt, seine Ehre retten zu müssen, indem er sich erschießt, als aber der Bäckermeister, der ihm die „Ehre" vermeintlich geraubt hat, schon vorher an einem Herzinfarkt stirbt, ist Gustls beschädigte Ehre wieder gänzlich hergestellt.

Innstetten gibt „das Spiel aus der Hand", indem er seinem Freund Wüllersdorf von Effis Untreue erzählt, nun hat er einen „Mitwisser" (S. 300). Und das hindert ihn daran, mit Vernunft an die Sache heranzugehen und der Frau, die er liebt, zu verzeihen. Nun muss getan werden, was die „Gesellschaft" von ihm erwartet. „Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch," sagt er, „man gehört einem Ganzen an, und auf das Ganze haben wir beständig Rücksicht zu nehmen, wir sind durchaus abhängig von ihm" (S. 299). So kommt es, wie es eben kommen muss, ohne Rücksicht auf persönliche Einsicht, auf persönliches Glück.

Und wenn wir glauben, dass wir diese veraltete, überkommene Ansicht des Ehr-und Moralbegriffes nach mehr als 100 Jahren endlich hinter uns gelassen haben, so müssen wir mit Staunen erkennen, dass es im 21. Jahrhundert in anderen Kulturen noch durchaus möglich ist, aus dem fehlgeleiteten Moralkodex heraus sogenannte „Ehrenmorde" zu begehen und in Familienfehden ganze Menschengruppen auszulöschen. Und so gewinnt ein Roman, vor etwa 120 Jahren entstanden, ungeahnte, traurige Aktualität.

Theodor Fontane, geboren 1819 in Neuruppin, einer Stadt etwa 60 km nordwestlich von Berlin, war einer der bedeutendsten Vertreter des Poetischen Realismus in Deutschland. Er wurde, wie sein Vater, Apotheker (eine der liebenswürdigsten Gestalten in „Effi Briest" ist der Apotheker Gieshübler, väterlicher Freund Effis), wandte sich aber später dem Journalismus und der Schriftstellerei zu. Er wurde Berichterstatter in England, Kriegsberichterstatter in den Feldzügen von 1864, 1866 und 1870/71, schließlich Theaterkritiker der „Vossischen Zeitung". Als beinahe 60-Jähriger begann Fontane, seine Romane zu schreiben, zuerst

mehr historische Stoffe aufgreifend, später beleuchtete er die moderne Berliner Gesellschaft kritisch. 1882 erschien der Eheroman „L'Adultera", ein Vorläufer des Effi Briest-Stoffes, allerdings mit einem versöhnlichen Ende.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass es für beide Figuren, Effi Briest und Melanie van der Straaten aus „L' Adultera", historische Vorbilder gibt, derer sich Fontane bediente, deren Lebensumstände er jedoch in seinen Romanen veränderte, um keinerlei Rückschlüsse zuzulassen.

Theodor Fontane starb 1898 in Berlin. Er hat uns tiefe Einblicke in die Berliner Gesellschaft des 19. Jahrhunderts hinterlassen.

Die Zitate stammen aus:

Theodor Fontane, Effi Briest. Die Große Bibliothek der Weltliteratur, Ausgabe für Bertelsmann, Reinhard Mohn OHG, Gütersloh usw. Berlin-Darmstadt-Wien, o.J. Buch-Nr. 1746‘o88o



Die Verfasserin OStR Jeanette Kleedorfer, Mag. phil., wurde in Wien geboren, studierte Germanistik und Anglistik, unterrichtete Deutsch und Englisch an der HTL Mödling und ist seit drei Jahren in Pension. Sie lebt mit ihrer Familie in Wien.

Schriftsteller und Denker des 18., 19. und 20. Jahrhunderts im norddeutschen Raum

Jeanette Kleedorfer

Im Zuge des Schwerpunktthemas dieser Ausgabe der „Wiener Sprachblätter" möchte ich Sie, liebe Leserin, lieber Leser, mit einigen wichtigen, bekannten Schriftstellern und Denkern der vergangenen Jahrhunderte bekannt machen. Sie haben uns ihr reiches Schaffen zu unserem Nutzen, zur Erweiterung des intellektuellen Horizontes hinterlassen, sie sind modern in ihren Fragestellungen, und sie verdienen es, nicht dem Vergessen anheim zu fallen – leider wird humanistische Bildung an unseren Schulen zugunsten anderer, vermeintlich wichtigerer Themen immer weiter eingeschränkt, sehr zum Schaden nachfolgender Generationen. Dabei hat uns zum Beispiel **Johann Gottfried Herder,** so lang sein Leben auch schon Vergangenheit sein mag, vieles an philosophischen Gedanken und Ideen hinterlassen, die uns heutige Menschen durchaus interessieren sollten und in ihrer Thematik absolut „modern" sind, wie ich später gleich ausführen will.



E.T.A. Hoffmann, Theodor Storm und **Thomas Mann** sind nicht minder lesenswert, wenn auch auf einem anderen Gebiet. E.T.A. Hoffmann kann durchaus als „Universalgenie" bezeichnet werden, war er doch nicht nur Schriftsteller, sondern auch Komponist und Maler, daneben im Brotberuf als Richter tätig. Wer könnte das in der Zeit der Spezialisierung – man nehme doch nur einmal ein Vorlesungsverzeichnis der Universität Wien zur Hand, Sie werden staunen, welche Studienrichtungen es heute schon gibt! – von sich selbst behaupten?

Theodor Storms „Schimmelreiter", seine wunderbaren Gedichte und vielen Novellen wie zum Beispiel „Immensee", „Pole Poppenspäler" oder „Aquis submersus" waren in der Vergangenheit auch in der Schule beliebte Literatur, heutigen Schülern mag Theodor Storm, übrigens Jurist wie E.T.A. Hoffmann, leider antiquiert vorkommen.

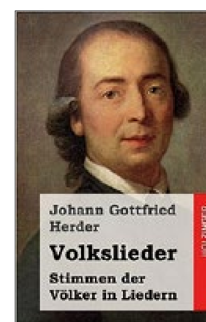
Thomas Mann war ein großer Schriftsteller und Denker, dessen Bekanntheitsgrad selbst heutzutage nicht zu unterschätzen ist. Für seinen ersten großen Roman „Buddenbrooks" wurde ihm 1929 der Nobelpreis für Literatur verliehen, es folgten weitere große Romane wie „Der Zauberberg", „Joseph und seine Brüder", „Lotte in Weimar", „Dr. Faustus" sowie die „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull". Unter den Erzählungen stechen zum Beispiel „Tonio Kröger", „Wälsungenblut", „Tristan", „Der Tod in Venedig", „Unordnung und frühes Leid" sowie „Mario und der Zauberer" hervor. In der letztgenannten Novelle beschäftigt sich Thomas Mann mit der Kunst der Manipulation.



Siegfried Lenz war einer der bekanntesten deutschsprachigen Erzähler der Nachkriegs- und Gegenwartsliteratur. Als Lenz' wichtigstes Werk gilt der in viele Sprachen übersetzte und verfilmte Roman „Deutschstunde" (1968) über die Zeit des Nationalsozialismus und einen falsch verstandenen Pflichtbegriff.

Wer sich mit Gegenwartsliteratur beschäftigt, kommt an einem der wichtigsten Schriftsteller nicht vorbei, nämlich **Günter Grass,** dem personifizierten moralischen Gewissen Deutschlands, der sich couragiert in der deutschen Politik engagierte und sich bereits 1961 in den Bundestagswahlkämpfen der SPD einbrachte. Mit seinem Roman „Die Blechtrommel" wurde Grass weltberühmt. 1999 bekam er für sein Lebenswerk den Nobelpreis für Literatur. Im Folgenden wird noch ausführlicher von ihm die Rede sein.

Johann **Gottfried Herder** wurde 1744 in Mohrungen im Königreich Preußen geboren und starb 1803 in Weimar. Er war nicht nur Dichter, sondern auch Übersetzer, Theologe, Geschichts-und Kulturphilosoph und zählt mit Johann Wolfgang von Goethe, Friedrich Schiller und Christoph Martin Wieland zu den Größen der Weimarer Klassik.



Herder stand mit allen wichtigen Zeitgenossen in engem Briefkontakt, seine Freundschaft zu Goethe und deren gemeinsames Schaffen ist allgemein bekannt. Herders Werk ist schier unendlich, sodass an



Denkmal für Herder neben dem Dom von Riga/Lettland

dieser Stelle nur einige wenige Beispiele herausgegriffen werden können.

Für uns Sprachschützer von besonderem Interesse ist seine „Abhandlung über den Ursprung der Sprache". Die von der Berliner Akademie für das Jahr 1770 ausgeschriebene Preisaufgabe bot Herder Gelegenheit, seine umfangreichen, bis 1764 zurückgehenden Überlegungen zu sprachphilosophischen Problemen zusammenzufassen. Eigentlicher Anlass war eine 1766 erschienene Schrift des Berliner Theologen Süssmilch, der den göttlichen Ursprung der Sprache nachweisen wollte. Herder beweist ausführlich, dass Sprache nicht von Gott oder einem Philosophen erfunden worden sei. Er beschäftigt sich auch mit der Entwicklung der Sprache beim einzelnen Menschen und in den verschiedenen Völkern. Er behauptet unter anderem, dass die Verschiedenheiten der Sprachen auch auf den Unterschieden des Klimas und der Lebensgewohnheiten beruhten, und formuliert mehrere Thesen und Naturgesetze.

„Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Beytrag zu vielen Beyträgen des Jahrhunderts." Versuch einer philosophischen Universalgeschichte, anonym erschienen 1774.

Dieses Werk übt scharfe Kulturkritik, ist eine revolutionäre geschichtsphilosophische Stellungnahme gegen das Weltbild der Aufklärung, nämlich Kritik am Rationalismus und Intellektualismus der reinen Verstandesherrschaft zugunsten der schöpferischen seelischen Kräfte (Wir befinden uns nun im *Sturm und Drang*!)

„Briefe zur Beförderung der Humanität". 124 fiktive Briefe in zehn Sammlungen, erschienen 1793 bis 1797. Unter dem Eindruck der Französischen Revolution fasste Herder den Plan, in locker gehaltenen Briefen seinen Glauben an die „Fortschritte der Humanität" zu verkünden.

Sein unvollendetes Hauptwerk „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784–1791) beruht auf den Gedanken, die er bereits in kleineren und besonders den vorher genannten Schriften veröffentlicht hatte. Es ist eine Zusammenfassung all seiner Erkenntnisse über die Erde und den Menschen, „dessen einziger Daseinszweck auf Bildung der Humanität gerichtet ist." Er legte seine Auffassungen über Sprachen, Sitten, Religion und Poesie, über Wesen und Entwicklung der Künste und Wissenschaften, über die Entstehung von Völkern und historischer Vorgänge dar. Vernunft und Freiheit hielt er für Produkte der „natürlichen" ursprünglichen Sprache, Religion für den höchsten Ausdruck menschlicher Humanität. Die unterschiedlichen natürlichen, historischen, sozialen und psychologischen Umstände führten zur vielschichtigen Differenzierung der Völker, die verschieden aber dennoch gleichwertig seien.

Aus der Fülle seiner Schriften soll die Sammlung „Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter" nicht unerwähnt bleiben. Diese von Herder initiierte Sammlung enthält programmatische Texte aus der Sturm- und- Drang-Bewegung, unter anderem den von Goethe bereits 1772 publizierten Text „Von deutscher Baukunst", der dem Erbauer des Straßburger Münsters, Erwin von Steinbach, gewidmet ist.

Als Letztes darf auf eine weitere Sammlung nicht vergessen werden, nämlich auf die „Stimmen der Völker in Liedern". Das waren Texte aus ganz Europa, unter dem Titel „Alte Volkslieder" 1775 zum ersten Mal in Druck. Den Begriff *Volkslied* prägte Herder bereits 1771. Später erschien die Sammlung dann unter dem Titel „Volkslieder". Nach seinem Tod erschien 1807 eine zweite Fassung unter dem Namen „Stimmen der Völker in Liedern". Als eines der bekanntesten Lieder ist Goethes Gedicht *Sah ein Knab ein Röslein stehen* (Heidenröslein) in Herders Sammlung enthalten.

Nach der doch eher schwierigen Lektüre wenden wir uns **Ernst Theodor Amadeus Hoffmann** zu, geboren 1776 in Königsberg, gestorben 1822 in Berlin. Sein dritter Vorname lautete eigentlich Wilhelm, aus Verehrung zu Mozart benannte er sich um.

Hoffmann war schriftstellerisch, musikalisch und zeichnerisch gleichermaßen begabt, studierte aber, der Familientradition folgend, Jus und war bis zur Niederlage Preußens 1806 an Gerichten in Polen tätig. 1808 fand er eine Stelle als Musikdirektor in Bamberg, danach in Dresden und Leipzig. Ab 1814 arbeitete er wieder als Jurist am Berliner Kammergericht. Hoffmann war Komponist, und mit besonderem Stolz erfüllte ihn, dass seine Oper *Undine* (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Oper von Albert Lortzing) 1816 im Königlichen Schauspielhaus am Gendarmenmarkt in Berlin uraufgeführt wurde. Das Libretto stammte nicht vom Meister selbst, sondern von Friedrich de la Motte Fouqué. Als Leiter des Bamberger Theaters dirigierte er seine Oper und malte die Bühnenbilder selbst. Was für eine beeindruckende Persönlichkeit!

Bekannt wurde Hoffmann vor allem durch sein dichterisches Werk, ich nenne den Roman „Die Elixiere des Teufels", eine Doppelgängergeschichte, „Das Fräulein von Scuderi", eine Erzählung aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten um den verbrecheri-

schen Juwelier Cardillac. „Die Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern“ ist ein fragmentarisch gebliebener Roman. Weiters seien noch erwähnt „Der goldne Topf. In: Fantasiestücke in Callots Manier“, eine Art romantisches Märchen, und „Das Majorat. In: Nachtstücke“. Bei E.T.A. Hoffmann vollzog sich die entscheidende Wendung hin zu einem phantastischen Realismus.



Wer kennt nicht das berühmte Ballett von Pjotr Iljitsch Tschaikowski, „Der Nussknacker“, das auf E.T.A. Hoffmanns Geschichte „Nussknacker und Mäusekönig“ basiert? Dieses Kunstmärchen stammt aus der Sammlung „Die Serapionsbrüder“, und das Ballett wird von vielen Theatern und Opernhäusern häufig – meist um die Weihnachtszeit herum – aufgeführt.

Dem großartigen Künstler wurde selbst eine Oper, „Hoffmanns Erzählungen“ (Originaltitel: *Les contes d’Hoffmann)*, von Jaques Offenbach gewidmet, die auf verschiedenen seiner Erzählungen basiert, wie auf „Der Sandmann“, „Rat Krespel“ und „Die Abenteuer der Sylvester-Nacht“. Dabei singt Hoffmann (eine Tenorstimme) das Lied von *Kleinzack* (eigentlich: Klein Zaches aus dem gleichnamigen Märchen).

Fünf Jahre vor E.T.A. Hoffmanns Tod wurde **Theodor Storm** geboren, nämlich 1817 in Husum/Nordfriesland. Er starb 1888 in Hanerau–Hademarschen, ebenfalls in Schleswig-Holstein. So wie Hoffmann war er im Brotberuf Jurist, bekannt wurde er mit seiner Lyrik und den Novellen norddeutscher Prägung. Kennzeichnend für die Erzählung des Realismus ist die sogenannte Rahmentechnik: Ein Erzähler erinnert sich an eine Begebenheit aus seinem Leben oder an eine alte Chronik, in der die dann folgende Geschichte erzählt wird. Manchmal hat die Erzählerfigur eine eigene Biographie, so z.B. im „Schimmelreiter“. Der Lehrer erzählt in der Wirtsstube die Geschichte des Deichgrafen Hauke Haien, als eben ein furchtbares Unwetter die Deiche bedroht. Die Erzählungen bekommen durch den Rahmen den Anstrich realer Ereignisse.



Theodor Storm

Gode Nacht

Över de stillen Straten
Geit klar de Klockenslag;
God Nacht! Din Hart will slapen,
Un morgen is ok en Dag.

Din Kind liggt in de Weegen,
Un ik bün ok bi di;
Din Sorgen un din Leven
Is allens um un bi.

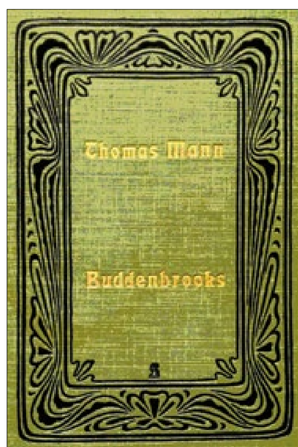
Noch eenmal lat uns spräken:
Goden Abend, gode Nacht!
De Maand schien op de Däken,
Uns’ Herrgott hölt de Wacht.

Seiner Geburtsstadt Husum hat Storm mit einem Gedicht ein Denkmal gesetzt. In „Die Stadt“ schreibt er zwar: *Am grauen Strand, am grauen Meer/Und seitab liegt die Stadt;/Der Nebel drückt die Dächer schwer/Und durch die Stille braust das Meer/ eintönig um die Stadt.*

Nach folgendem Bedauern, dass kein Waldesrauschen zu hören sei und auch kein Vogel im Mai, gesteht er: *Doch hängt mein ganzes Herz an dir, / Du graue Stadt am Meer; …*

Thomas Mann (geb. 1875 in Lübeck, gest. 1955 in Zürich) war einer der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands im 20. Jahrhundert. Er entstammte einer angesehenen Patrizier- und Kaufmannsfamilie, wohl sehr ähnlich der Familie Buddenbrook in seinem großen Roman. Sein Bruder Heinrich und vier seiner Kinder (Erika, Klaus, Golo und Monika) waren ebenfalls Schriftsteller. Während des Nationalsozialismus emigrierte er 1933 in die Schweiz





Erstausgabe der „Buddenbrooks“ (1901)

und 1939 in die USA, ab 1952 lebte er wieder in der Schweiz.

Als Schlüsselwerk wird die Erzählung „Der Tod in Venedig“ angesehen, in der sich Thomas Manns Homosexualität manifestiert. Er lebte diese Neigung jedoch nie aus, es blieb bei Schwärmereien für junge Männer, die auch in seinen anderen Werken ihren Niederschlag fanden, so z. B. in den „Buddenbrooks“ (Hanno/Kai Graf Mölln) oder „Tonio Kröger“ (Tonio Kröger/Hans Hansen).

Thomas Mann nahm das literarische Erbe des 19. Jahrhunderts auf. Beeinflusst von Schopenhauer, Nietzsche und Richard Wagner, in seiner Persönlichkeit Repräsentant des konservativen Bürgertums, variiert er in seinem Werk die Spannung zwischen Realität und Kunst, zwischen Bürger und Künstler, wobei Letzterer oft durch Krankheit gezeichnet ist und den Keim des Todes in sich trägt.

Thomas Mann erhielt zahlreiche Ehrungen, nach dem Nobelpreis 1929 die Ehrendoktorwürden vieler großer Universitäten.

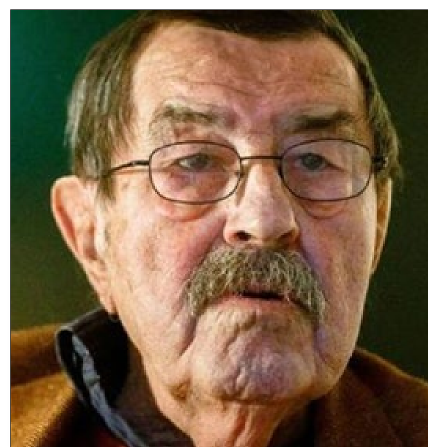
Siegfried Lenz, geboren 1926 in Lyck in Ostpreußen, gestorben 2014 in Hamburg, ist ein echtes Kind des 20. Jahrhunderts. Er war einer der bekanntesten deutschsprachigen Erzähler der Nachkriegs- und Gegenwartsliteratur. Seinen größten Erfolg hatte er mit seinem Roman „Deutschstunde“ (1968). Das zentrale Thema ist die Verquickung von Schuld und Pflicht in der Zeit des Nationalsozialismus. Die oft gehörte Entschuldigung, „man habe ja nur seine Pflicht getan“, wird von Lenz kritisch beleuchtet.

Die Romanhandlung wird von dem Jugendhäftling Siggi Jepsen erzählt, der, es ist das Jahr 1954, eine Strafarbeit schreiben soll, weil er keinen Aufsatz zum Thema „Die Freuden der Pflicht“ verfassen will. Thema des Romans (der Strafarbeit) ist die besessene paranoide Pflichttreue, mit der der Polizeihauptwachtmeister Jens Ole Jepsen, der Vater des damals 10-jährigen Siggi Jepsen, das von den Nazis gegen den expressionistischen Maler Max Ludwig Nansen verhängte Malverbot überwacht.

Siegfried Lenz schrieb weitere 15 Romane und eine Vielzahl von Erzählungen, Theaterstücken, Hörspielen, und als politischer Autor mischte er sich immer wieder ins aktuelle Tagesgeschehen. Wie Thomas Mann wurde auch er mit vielen Preisen geehrt.

Der Schriftsteller **Günter Grass** begann seine Laufbahn als Lyriker, ehe er mit seinen Romanen Weltruhm erlangte. Geboren wurde er 1927 in Danzig, 2015 verstarb er in Lübeck. Grass gehörte seit 1957 zur Gruppe 47 (einer Gruppe von Schriftstellern, deren Treffen der gegenseitigen Kritik und der Förderung junger, noch unbekannter Talente dienten) und wurde mit seinem Debütroman „Die Blechtrommel“ 1959 zu einem international geachteten Autor der deutschen Nachkriegsliteratur.

Grass’ Werk und Rolle als Autor und politischer Intellektueller war und ist Gegenstand umfangreicher Forschung sowie des Medieninteresses im In- und Ausland. Seine zentrale Motivation war der Verlust seiner Heimat Danzig und die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit, die sich vielfach in seinen Werken widerspiegelt.



Seine Popularität als Schriftsteller nutzte er häufig, um das politische und gesellschaftliche Tagesgeschehen öffentlich zu kommentieren. Er war langjährig in Wahlkämpfen für die SPD und die Grünen aktiv. Grass’ Bücher wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt und teilweise verfilmt. Im Jahr 1999 erhielt er den Nobelpreis für Literatur, er wurde mit einer Vielzahl weiterer Auszeichnungen geehrt.



Einen Kratzer bekam Grass’ Ruf, als offenbar wurde, dass er sich freiwillig zur Wehrmacht gemeldet hatte und daraufhin als 17-Jähriger zur Waffen-SS eingezogen worden war. In seinen bis 2006 veröffentlichten Biografien hatte Grass diese Tatsache verschwiegen, wohl auch, da er von der besserwisserischen Einstellung seiner Zeitgenossen wusste.

„Die Blechtrommel“ (1959) bildet zusammen mit der Novelle „Katz und Maus “(1961) und dem Roman „Hundejahre“ (1963) die Danziger Trilogie. Der Held dieser Geschichte ist Oskar Matzerath, ein Zwerg und Außenseiter, der als Dreijähriger das Wachstum einstellt. Seine Blechtrommel dient ihm als Kommu-

nikationsinstrument mit der Erwachsenenwelt. Vor der politischen Restauration in der BRD flüchtet er in eine Anstalt. Oskar schreibt rückblickend die Geschichte des Danziger Kleinbürgertums. Der Roman lässt sich als historischer Roman, Zeitroman, Schelmenroman und Entwicklungsroman charakterisieren und ist stark von autobiographischen Elementen durchsetzt: Grass lebte bis 1945 in kleinbürgerlichem Milieu in Danzig, poln. Gdańsk.

Die Verfilmung der Literatur-Vorlage 1979 (mit dem Schauspieler David Bennent in der Hauptrolle) durch Volker Schlöndorff war ein weltweiter Erfolg, der als bester fremdsprachiger Film mit einem *Oscar* ausgezeichnet wurde und in Cannes die *Goldene Palme* erhielt.

Der Roman „Der Butt" erschien 1977 und gilt nach der „Blechtrommel" als das bedeutendste Werk von Günter Grass.

Mit Fokus auf das Gebiet der Weichselmündung behandelt er auf mehreren Erzählebenen die Geschichte der Menschheit von der Jungsteinzeit bis zur Gegenwart und hier insbesondere das Verhältnis zwischen Mann und Frau. Das Märchen *Vom Fischer und seiner Frau* ist dabei Ausgangspunkt und strukturgebendes Merkmal. Daraus entnommen ist der Butt, ein sprechender Fisch, den Grass als Berater der Männersache einführt.


Danzig, die Geburtsstadt von Günter Grass

Grass bietet in seinem Roman eine Neuauflage der Frage, welches Geschlecht an dem, primär als negativ empfundenen, Verlauf der Geschichte Schuld trägt. Er kehrt dabei die Rollenverhältnisse des Märchens (in der Fassung der Brüder Grimm) um und stellt den Mann als unersättliches Wesen dar, das immer gierig auf geschichtsstiftende Ereignisse – wie Völkerwanderung, technischen Fortschritt oder Krieg – war. Die Frauen hingegen sorgen für den ständigen Erhalt der Menschheit durch forcierten Zeugungsakt, Schwangerschaft, Geburt und Ernährung. Somit stellen sie die wahren „Helden" der Geschichte, während der männliche Drang nach Fortschritt die Menschheit an den Abgrund führt.

„Der Butt" hat ein außerordentlich breites Medienecho gefunden und wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt. Vor allem in der Frauenbewegung wurde der Roman jedoch negativ aufgenommen. Die Frauenzeitschrift *Emma* verlieh Grass für sein Werk sogar den Titel *Pascha des Monats*.

Der erste Satz des Romans, „Ilsebill salzte nach", wurde 2007 zum schönsten ersten Satz eines Romans in deutscher Sprache gewählt.

Grass wurde bereits zu Lebzeiten für sein Werk und sein politisches Engagement geehrt, laut eigener Aussage lehnte er in den 1970er Jahren das Bundesverdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland mit dem Hinweis ab, dass er Bürger einer Hansestadt sei. Der wahre Grund sei allerdings gewesen, dass auch viele ehemalige Nationalsozialisten den Orden bekommen hätten.

Literaturhinweise:

Hauptwerke der deutschen Literatur, herausgegeben von Martin Kluge und Rudolf Radler, verlegt bei Kindler, Kindler Verlag GmbH, München 1974. ISBN 3-463-005913.-

Christian und Ulrike Schacherreiter: das LITERATURBUCH, Band 1, 70 Fenster zur Literatur, Veritas Verlag Linz. ISBN 3-7058-6312-6

Gerald Rainer, Norbert Kern, Eva Rainer: Kompakt – Stichwort Literatur. Geschichte der deutschsprachigen Literatur. Veritas Verlag Linz. ISBN 3-7058-6669-9

https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Gottfried_Herder

https://de.wikipedia.org/wiki/Stimmen_der_V%C3%B6lker_in_Liedern

https://de.wikipedia.org/wiki/E._T._A._Hoffmann

https://de.wikipedia.org/wiki/Der_Nussknacker

https://de.wikipedia.org/wiki/Theodor_Storm

https://de.wikipedia.org/wiki/Thomas_Mann

https://de.wikipedia.org/wiki/Siegfried_Lenz

https://de.wikipedia.org/wiki/G%C3%BCnter_Grass

https://de.wikipedia.org/wiki/Die_Blechtrommel

https://de.wikipedia.org/wiki/Der_Butt

https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:G%C3%BCnter_Grass_-_Butt.jpg&filetimestamp=20111215011728&

(Hinter diesem Link verbirgt sich die Skulptur *Der Butt* von Günter Grass im dänischen Sønderborg)

Einstellung der staatlichen Förderung für Plattdeutsch

Aufgrund eines 1979 bestehenden Abkommens zwischen den deutschen Bundesländern Niedersachsen, Schleswig-Holstein, Hamburg und Bremen (hier nach ihrer Einwohnerzahl gereiht, insgesamt beläuft sich diese auf rund 13 Millionen) wurde das Institut für niederdeutsche Sprache (INS) in Bremen unter der Leitung von Dr. Reinhard Goltz seither von diesen Ländern mitfinanziert, der Förderbetrag belief sich für 2016 auf knapp mehr als 270.000 Euro (in Österreich ist Niederdeutsch eher als Plattdeutsch bekannt, doch Ersteres ist die offizielle Bezeichnung).

Im Mai 2016 hat der Bremer Bürgermeister und Senator für Kultur dem INS brieflich mitgeteilt, dass die vier angeführten Länder, offenbar im Bemühen um Verringerung ihrer Haushaltsausgaben, entschieden haben, diese Förderung (auf niederdeutsch „de nödige Stütt") nach 2017 einzustellen.

Dagegen läuft nun eine Aktion des „Vereins für Sprachpflege e.V." bzw. der Vierteljahreszeitschrift „Deutsche Sprachwelt", die den Bremer Kultursenator zum „Sprachsünder" erklärt hat. Vermutlich ist Nieder- oder Plattdeutsch auch in ländlichen Gegenden von Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg und Sachsen-Anhalt (mit insgesamt etwas mehr als sechs Millionen Einwohnern) verbreitet, doch aufgrund ihrer wirtschaftlich und finanziell schwachen Stellung wurden diese seit 1990 bestehenden ‚neuen' Bundesländer nie in das Förderabkommen einbezogen (siehe auch Seite 32).

Franz Rader

Wult wäre besser als Welt
Ilse Aichinger und Günter Eich auf Sprachwegen

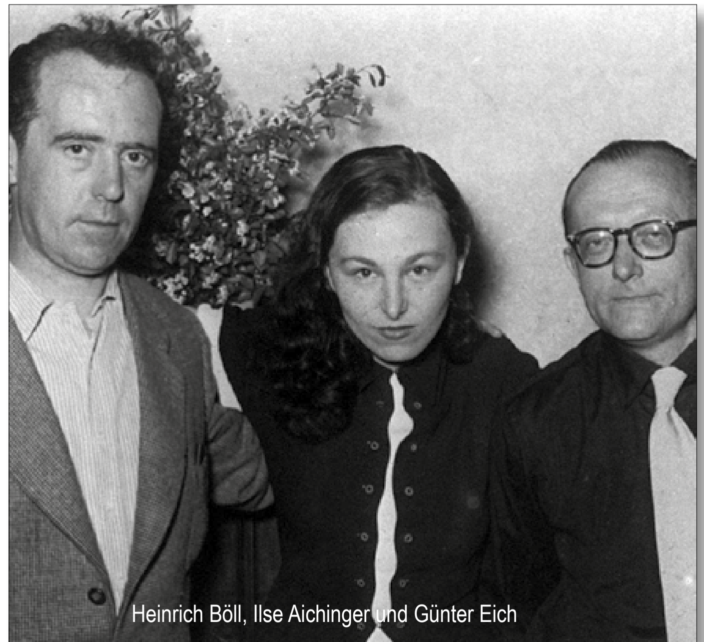
Vortrag des Germanisten Roland Berbig in der Neuen Fruchtbringenden Gesellschaft zu Köthen/Anhalt am 9. April 2016

Am 11. November 2016 verstarb in Wien die österreichische Dichterin Ilse Aichinger. Die Sprache der Dichterin und ihres Ehemannes, des deutschen Dichters Günter Eich, bringt uns der Literaturwissenschaftler Roland Berbig in seinem Köthener Vortrag nahe. Er beschreibt eingangs die Vogel- und Wiesenwelt einer von ihm inszenierten Sommerlandschaft, in der das Paar erscheint und Gedanken über Sprache austauscht. Roland Berbig schickt Biografisches voraus und verweist auf sein ausgelegtes Buch auf dem Büchertisch: „Am Rande der Welt. Günter Eich in Geisenhausen 1944–1954". Der aus dem märkischen Lebus an der Oder stammende Dichter kam als Soldat nach Niederbayern und wurde von einer Familie aufgenommen. „Davon", so Berbig, „erzählt dieses Buch, weil das eine grundlegende Erfahrung für ihn war." In Geisenhausen entstanden Günter Eichs legendäre Hörspiele und viele seiner berühmten Gedichte.

Und zu Ilse Aichinger in Geisenhausen schreibt Roland Berbig in seinem Buch: „Wo die katholischen Wurzeln Vertrautheit herstellten, trennte das tragische Geschick unter dem nationalsozialistischen Terror. Aichinger hatte durch Deportation und Flucht jenen familiären Verbund verloren, der ihr hier in beglückender Harmonie begegnete." (S. 281)

„Ihre Bewegungen harmonieren, so verschieden das Bild ist, das jeder für sich abgibt", beschreibt Roland Berbig das Paar beim Spaziergang. „Ein ehemaliger Reichsfunkautor und eine ehemalige Halbjüdin, ein ehemaliger Wehrmachtsangehöriger und eine ehemalige Zwangsarbeiterin, er ein Deutscher, Österreicherin sie. Als sie einander kennenlernten, glichen die Städte noch Ruinen, ja sie waren Ruinen. Und die Sprache, die die Bekanntschaft begründete, das Deutsche, war bis in die Substanz beschädigt, verkommen." In einem Atemzug nennt der Vortragende Autorin und literarisches Debüt als Markenzeichen: „Ilse Aichinger – Die größere Hoffnung". 1948 erschien „der erste deutsche Roman, der Krieg und Verbrechen an Juden in Österreichs Hauptstadt erzählte." Für eine Taschenbuchausgabe kürzte sie ihn. Auch ihre Tagebuchaufzeichnungen, mit denen sie 1950 begann, wurden, so Berbig, immer kürzer und gipfelten 1978 in dem Eintrag: „Wenn ich empfinde, wie wüst das Haus ist, wenn mir ein Satz zu Boden geht und zerschellt, wenn mein Kopf kleiner wird und zur Vernunft kommt." Roland Berbig fragt nach und stellt fest: „Meine Damen und Herren, man möchte fragen, wie sich zwei Menschen, deren Leben und Sprache in so verschiedenartigen Böden wurzeln, immer wieder ins Schreiben fanden, in ihr Schreiben, das die Sprachleere des Alltags und der Medien verwarf und zu eigenem Sprechen fand. So abweichend die Gründe ihres Misstrauens waren, die sie gegenüber der Sprache und ihrer Überführung ins Literarische hegten, so einig blieben sie im Befund einer tiefen Sprachskepsis."

Da äußert sich die Schriftstellerin über Zusammenhänge mit einem Zitat aus ihrem Prosatext „Dover": „Wult wäre besser als Welt. Weniger brauchbar, weniger geschickt. Arde wäre besser als Erde. Aber jetzt ist es so. Normandie heißt Normandie und nicht anders. Das Übrige auch. Alles ist eingestellt. Aufeinander, wie man sagt. Und wie man auch sieht. Und wie man auch nicht sieht. Nur Dover ist nicht zu verbessern." Ihr Mann antwortet mit


Heinrich Böll, Ilse Aichinger und Günter Eich

einem Prosazitat aus seinem Text „Hilpert": „Hilperts Glaube an das Alphabet verhalf ihm zu der Entdeckung, daß auf die Erbsünde die Erbswurst folgt. Auf diesem Punkt wollen wir verharren und uns die Konsequenz nicht nehmen lassen. Die Konsequenz ist das Erbteil. … Wir haben uns … für das Alphabet entschieden. Da sind die Zusammenhänge eindeutig und nachweisbar, ohne alles Irrationale." Seine Frau stimmt Günter Eich zu und spricht Sätze aus ihrem Text „Schlechte Wörter": „Niemand kann von mir verlangen, daß ich Zusammenhänge herstelle, solange sie vermeidbar sind. Ich bin nicht wahllos wie das Leben …"

Mit 25 Jahren, 1946, veröffentlichte Ilse Aichinger ihren „Aufruf zum Mißtrauen", in ihm heißt es: „Uns selbst müssen wir mißtrauen. Der Klarheit unserer Absichten, der Tiefe unserer Gedanken, der Güte unserer Taten!" Auch Günter Eich misstraute dem öffentlichen Wort. Roland Berbig zitiert aus dessen Dankesrede für den Hörspielpreis der Kriegsblinden 1953: „Jedes Wort bewahrt einen Abglanz des magischen Zustandes, wo es mit dem gemeinten Gegenstand eins ist, wo es mit der Schöpfung identisch ist. Aus dieser Sprache, dieser nie gehörten und unhörbaren, können wir gleichsam immer nur übersetzen …" Mit den empörenden Hörspielen „Träume" entstand Anfang der 50er Jahre, so Roland Berbig, ein „Günter-Eich-Maß" als Markenzeichen. Bei Aichinger entstanden in den 1950er und 1960er Jahren kurze Szenen. Berbig nennt sie eine „Gattung zum Achselzucken": „Kurze Szenen, ganz so als sei sie nicht darauf aus, ausgelegt, interpretiert zu werden." Ihre Figuren weisen in alle Richtungen, wie der Prophet Elias in „Französische Botschaft", der in einem roten Wagen am Himmel fährt, der Zwerg in „Zu keiner Stunde", der Vergleiche zwischen grün und grün zieht, und der Auktionator in „Die Auktion", der ein Stück Himmelsblau versteigert. Ihrer eigenen Sprache begegnet die Dichterin im Text „Meine Sprache und ich" und möchte sie unverdächtig machen: „Ich werde tun, was ich für sie tun kann. Die Unterhaltung allein wird ihr helfen. Das Gespräch über sie, die Beobachtungen, die sich wie-

derholen. Man wird mit der Zeit nichts mehr von ihr wollen. Und ich werde das meinige dazutun. Ich werde hier und dort einen Satz einflechten, der sie unverdächtig macht."

Mitte der 50er Jahre schrieb Ilse Aichinger kurze Prosatexte über Wien und nannte sie „Maulwürfe". Später veröffentlichte sie diese unter dem Titel „Kurzschlüsse. Wien". Roland Berbig zeigt den Zuhörern den ersten handschriftlichen „Maulwurf", den Ilse Aichinger ihrem Mann zum ersten Hochzeitstag schenkte. Berbig erhebt den „Maulwurf" zur Schreibgattung: „Wer dachte da nicht an diese kleinen Gartenplagegeister. Wer sah da nicht lustige Kinderbücher vor seinem geistigen Auge. Und wer, wie Sie etwa, legte da nicht seine linguistische Lupe über die Buchstaben: Maulwurf. Kaum getan, erschien da etwas, was aus einem Maul geworfen wurde. Ein bisschen drastisch. Ein bisschen ungehörig. Vielleicht ungezogen sogar. Und der Eich, der von der Lyrik und vom Hörspiel immer mehr abkam und immer mehr kleine, wüste Prosa-Wildlinge verfasste, er nahm dieses Wort in sich auf. Sein Spätwerk ist ein Spätwerk der Maulwürfe. Ja, wir können sagen, er etablierte sie als eine neue Schreibgattung."

„Der Maulwurfzüchter Günter Eich", so Roland Berbig, „teilt unsere Sorge, dass die Wortwelten unter die Räder kommen. Ja, dass sie vielleicht schon an-, wenn nicht gar schon überfahren sind von Floskeln, von Gelaber, von nichtssagendem Geplapper." Im Maulwurf „Zwischenakt" heißt es: „Heute bin ich kopflastig, das ist selten, ich zitiere wie Espenlaub …" Berbig erläutert Anspielung und Wortspiel: „Von ‚kopflastig' etwa kennt der Duden einerseits die Bedeutung ‚vom Verstand bestimmt', so wie wir alle sind, und andererseits, umgangssprachlich ‚stark betrunken zu sein'. Der Tausch eines ‚i' gegen ein ‚t' reicht, um zittern und zitieren eng aneinander zu schmieden."

Von der Etymologie geht Günter Eichs Maulwurf „Kalauer" aus: „Die Etymologie hat nachgewiesen, daß Kalauer nicht aus Calau stammen. Sie stammen aus Luckau. Ich weiß es, ich bin im Grenzgebiet beider Kreise aufgewachsen. Luckau hat eine Strafanstalt, Calau hat gar nichts … Wie gesagt, Kalauer sind keine Steigerung von Calau. Aber mir sind sie recht. Eine Möglichkeit, die Welt zu begreifen, vielleicht die einzige, anspruchslos und lila." Der Literaturwissenschaftler kommentiert: „Spüren Sie die flinken Wechsel, diese Maulwurf-Fixheit? Da wird der Ton sachlich, wissenschaftlich. Aber kaum ist man darin, wechselt er ins Autobiografisch-Biografische: Stimmt das? Stimmt das nicht? Wo liegt das Lebus? Liegt das woanders? Orientiert man sich da, so sieht man sich schon wieder in einer sprachlichen Finesse, die unbekümmert einen Ortsnamen steigert und ihn unversehens in ein Wortspiel verwandelt. Man möchte gleich eins dransetzen. Kalauer zum Beispiel, wenn sie mal einen hören wollen: Kalauer sind die Buchstaben A bis J, weil die alle auf K lauern."

Eine Fülle von Beispielen nennt Roland Berbig, wie Günter Eich in seinen Maulwürfen Redewendungen der Alltagssprache aufgreift und mit Sprechgesten aller Art spielt. Von seinen Naturgedichten hat sich Eich weit entfernt. „Der Gedanke", so Berbig, „dass die natürliche Welt in unnatürlichen Zeichen zu übersetzen sei, war ihm faszinierend gewesen, der Vogelflug als die Schrift der Natur, der Dichter als Übersetzer. Das Mysterium der Welt für den, der es versteht, ein aufgeschlagenes Buch, das zu entziffern sei und in dem so ein Heimischwerden möglich sei. Das ist unser tiefster Wunsch. Ein Denken dieser Art, es hat sich als Wunschdenken erwiesen. Das Wort, es trog, es betrog und es war trügerisch."

Der Maulwurf „Hausgenossen" suche unsere Gesellschaft. Ehe wir ihn ansprechen, spräche er zu uns, und zwar so: „Was mir am meisten auf der Welt zuwider ist, sind meine Eltern. Wo ich auch hingehe, sie verfolgen mich, da nützt kein Umzug, kein Ausland. Kaum habe ich einen Stuhl gefunden, öffnet sich die Tür und einer von beiden starrt herein, Vater Staat und Mutter Natur. Ich werfe einen Federhalter, ganz umsonst. Sie tuscheln miteinander, sie verstehen sich. In der Küche sitzt der Haushalt, bleich, hager und verängstigt. Er ist auch ekelhaft, manchmal tut er mir leid. Er ist nicht mit mir verwandt, ist aber nicht wegzubringen."

An Günter Eichs Lesung seiner „Hausgenossen" auf der letzten Tagung der Gruppe 47 in der Pulvermühle in der fränkischen Schweiz 1967 erinnerte sich Hans Werner Richter so: „Kaum hatte er auf dem Stuhl neben mir Platz genommen, da begann er zu lesen. Schon nach den ersten Sätzen trat Stille ein, dann gespannte Aufmerksamkeit. Die sich erhoben hatten, um sich über die Stuhlreihen hinweg anzuschreien, setzten sich wieder. Günter Eich nahm sie gefangen. Nicht nur mit seiner Stimme. Mit der Art, wie er las. Sondern auch mit dem, was er las. Er las Aphorismen. Ich will sie hier mal so nennen. Aber es war mehr als das. Ich finde heut noch nicht die rechte Bezeichnung dafür. Er las von Vater Staat und Mutter Natur. Und jeder Satz hat mehr Gewicht als alles, was bisher gesagt worden ist."

Der Germanist stimmt Hans Werner Richter zu mit dem Gedanken: „Will er uns zeigen, wie aus der verkommenen Floskelsprecher-Blasenwelt, die uns tagtäglich überfluten will und überflutet, möglicherweise zu entkommen ist?" Für Roland Berbig sind die Maulwürfe „parodistische Rollenprosa vom Feinsten", die sich nicht verträgt mit der Brachialität der Sprache von Politikern und Zeitungen. „Jedenfalls handelt es sich um eine bedeutende Literatur von Günter Eich", verteidigt er die Maulwürfe gegen die Fehlurteile des Marcel Reich-Ranicki.

In der inzwischen abendlichen Landschaft will der Vortragende die leisen Worte der Frau und des Mannes vermuten: „Gedacht ein jedes. Wult, Welt, Arde, Erde, Luckau, Calau. Und fast ist es, als gelte, was für ihre Schritte gilt, die sich immer weiter tastend und suchend von uns entfernen." Die letzten Worte entnimmt Roland Berbig dem Maulwurf „Notizblatt eines Tänzers": „Denn darum geht es: Eine unbetretene Stelle zu betreten."

Am 4. Januar dieses Jahres erinnerte Roland Berbig gemeinsam mit der Tochter Mirjam Eich in Geisenhausen an Leben und Werk der Dichterin Ilse Aichinger. Sie lasen Auszüge aus der Erzählung „Mein grüner Esel" und dem Roman „Die größere Hoffnung".

Das quellenreiche Buch „Am Rande der Welt. Günter Eich in Geisenhausen 1944–1954" (Göttingen 2013) möge der Ausgangspunkt weiterer kunstvoller Vorträge von Roland Berbig werden.

„Wult wäre besser als Welt – Ilse Aichinger und Günter Eich auf Sprachwegen". In: „Unsere Sprache. Beiträge zur Geschichte und Gegenwart der deutschen Sprache. Schriftenreihe der Neuen Fruchtbringenden Gesellschaft zu Köthen/Anhalt". (Band in Vorbereitung)



Lienhard Hinz ist Sprecherzieher der Deutschen Gesellschaft für Sprechwissenschaft und Sprecherziehung und Vorstandsmitglied der Neuen Fruchtbringenden Gesellschaft zu Köthen/Anhalt.



Umgesehen-aufgepickt.

Sprachfragen in der internationalen Presse

Wolf Ewald



Plattdeutsch in der Gegenwart

Im deutschen Wochenmagazin SPIEGEL fand sich kürzlich ein Kurzinterview mit dem Geschäftsführer des „Instituts für niederdeutsche Sprache" in Bremen, Herrn Goltz (siehe dazu S. 29).

Dieser meinte, doch, Platt sei durchaus noch in Gebrauch. *(„Klor is Platt noch dor".)* Zwar hätten vor dreißig Jahren noch deutlich mehr Leute gut oder sehr gut Platt gesprochen, der negative Trend habe sich aber in den letzten Jahren nicht fortgesetzt. Es gebe derzeit weit mehr als zwei Millionen *„(sehr) gode Plattsnackers"*, die meisten davon in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern. Zur Förderung der niederdeutschen Sprache werde von Seite der Bundesländer zu wenig getan, ganz überwiegend seien Ehrenamtliche in der Sache tätig.

Dabei handle es sich um eine klangvolle und bildhafte Sprache, die man zwar auch als „einfach und grob" einstufen könne, die aber früher dafür geschätzt wurde, dass sie *kloor to verstahn* war. Da fällt einem ein: Wie oft hört man bei uns noch „echtes", breites Wienerisch oder Steirisch?

„Sprachwandel", nicht „Sprachverfall"?

Ebenfalls im SPIEGEL wurde eine deutsche Sprachforscherin zum Thema „verbale Verrohung der Jugend" befragt. Die Dame musste zwar zugeben, dass „manche Lehrkräfte" die Entwicklung so empfänden, bemühte sich aber nach Kräften, abzuwiegeln und Verständnis aufzubringen, denn natürlich entwickle sich die Jugendsprache ständig weiter.

In diesem Sinne akzeptiert sie z.B. die Übernahme des Ausdrucks „chillen" ins Deutsche, aber auch Schimpfwörter wie „Mongo", „Spasti" oder „Hurensohn" (als typisch politisch inkorrekte Ausdrücke); wie es scheint, nimmt sie auch Entlehnungen aus dem Türkischen oder anderen Migrantensprachen unbewegt hin. Begrüßungen wie „Hey, ihr Missgeburten" oder „Na, ihr Penner, wie gehts?" bewertet sie als „freundschaftliche Frotzelei", die man einfach überhören solle.

Begriffswandel

In einer dankenswert detaillierten Studie arbeitete ein SPIEGEL-Autor den Wandel heraus, den der Begriff *Political Correctness* in den Jahrzehnten seit seiner Prägung genommen hat. Stand er ursprünglich bloß für die Bemühung, die Sichtweisen von Minderheiten in der Gesellschaft in der öffentlichen Debatte zuzulassen, wurde er zunehmend zu einem Projekt der Bildungselite und des *Establishments* – und zu einem Schimpfwort auf Seiten der Gegner dieser Schichten. Wie ein Professor in New York im Herbst dargelegt habe, sei der amerikanische Liberalismus „von einer Hysterie bezüglich Rasse, Geschlecht und sexueller Identität" ergriffen worden. Überempfindlichkeit gegen alles als nichtliberal und damit bedrohlich Empfundene kennzeichne das Klima zumal an vielen amerikanischen Universitäten.

So werden anscheinend vielerorts virtuelle *„safe spaces"* (Schutzräume) gefordert, in die nichts potenziell Beleidigendes, Verletzendes oder gar Traumatisierendes eindringen dürfe. Dabei muss es sich um keine gravierenden Übergriffe handeln, es genügen *micro aggressions.* Wenn etwa zu befürchten wäre, dass ein Theaterstück zu starke Gefühle auslösen würde, müsse davor eine *„Trigger Warnung"* (Trigger = Auslöser) ausgesprochen werden. Sogenannte *„social justice warriors"* (Gerechtigkeitskämpfer) stehen dabei an vorderster Front.

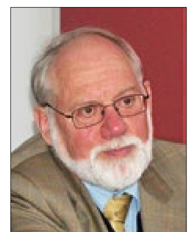
Angesichts der Hypersensibilität in den bewussten Kreisen habe sich auf der ideologisch entgegengesetzten Seite die Verwendung des Begriffes *Political Correctness* als Schimpfwort etabliert; er gilt nun als Ausdruck einer „Opferkultur", in welcher ein überempfindlicher „linksliberaler Mainstream" sich von jeder Abweichung vom eigenen Denken abschotten will. Verständlicherweise findet der Autor es bemerkenswert, dass es somit die „Rechten" sind, welche nun für die Redefreiheit eintreten, welche seinerzeit den „Linken" so viel Engagement wert war.

Gerührt, weil so schön geschüttelt

Damit das heitere Element auch zu seinem Recht kommt, seien zum Abschluss einige Funde aus der köstlichen Samstagskolumne „Wortspielereien" der PRESSE präsentiert, und zwar zunächst ein schüttelgereimtes Gedicht zum Jahreswechsel (Autor ist der WSB-Bezieher Herbert Kratky):

Geh'n Sie auf Silvesterfeste
nur mit kugelfester Weste!
Wenn Sie Sekt und Wein net mögen:
Wasser trinken – meinetwegen!
Die mit Böllern schießen,
wissen: draußen auf den Wiesen schießen!
Es gibt bestimmt auch heuer Fälle,
da wird das Haus zur Feuerhölle,
wenn die Raketen, ferngesteuert,
ins Zimmer statt zum Stern gefeuert,
die schon vom Trinken leichenblassen
Gäste vor Schreck erbleichen lassen:
„Prost Neujahr – lasst uns lieber eben
noch ein paar Jahre überleben!"

Gelobt sei auch die Wortspieltechnik des Redakteurs („mip"), dessen Jahresthema die mehrdeutigen Wörter sind. Deren Sinn erschließt sich spätestens dann, wenn man sie laut ausspricht, wie z.B. in dem (einem zornerfüllten Chorleiter unterschobenen) Satz: „Geben S' Ihnen Camus (wie in Albert –), sie treffen doch Canton." Auch nicht ohne Reiz: Findet man in der Mokkatasse eine Fliege, so handelt es sich um ein Cafetier. Und dass unverrückbare Wahrheiten auf einem Dogmatisch liegen, kann man ebenso nachvollziehen, wie dass es Theaterstücke auf einem Dramatisch tun.



Der Autor Dr. Wolf Ewald war nach dem Psychologiestudium in Graz Personalberater und -leiter für große internationale Unternehmen sowie als Selbständiger tätig. Er lebt in Wien und im Waldviertel.

Wort und Ton

Gerhild Mückstein

Mag. Gerhild Mückstein ist Musiklehrerin und Chorleiterin bei Wien; sie leitet auch Jodlerkurse und Volksliedsingen.



Meine verstorbene Schwiegermutter stammte aus dem hohen Norden Deutschlands, von der Waterkant, aus einem kleinen Dorf in Schleswig Holstein. Diese Gegend ist ein Grenzbereich der deutschen Sprache, es vermischen sich Hoch- und Niederdeutsch, die Mundart war Plattdeutsch.

Meine Schwiegermutter hatte als junge Frau nach Österreich geheiratet und blieb zeitlebens in Niederösterreich und Wien. Ich finde sehr interessant, dass ihre Sprache nie wirklich österreichisch wurde, es wurde lediglich das Norddeutsche ein wenig weicher und ein bisschen österreichischer. Dennoch haben ihre fünf Kinder allesamt als „Muttersprache" ein ganz normales österreichisches Deutsch gelernt. In deren Sprache findet sich kein bisschen Norddeutsch. Wie ist denn das nun mit der Muttersprache?

Wort und Ton veränderten sich bei der Oma meiner Kinder radikal, wenn sie mit ihren Verwandten daheim telefonierte. Als ich sie das erste Mal am Telefon mit ihrer Schwester sprechen hörte, erkannte ich sie kaum wieder. Da fielen plötzlich plattdeutsche Ausdrücke, der Tonfall war komplett verändert, in ihrer gesamten Aussprache fiel sie zurück in ihre Kinder- und Jugendzeit. Gleichzeitig war sie auf eine gewisse Art lebendiger und sehr aufgekratzt, wenn sie mit ihrer Familie telefonierte oder jemand aus der norddeutschen Familie bei ihr zu Besuch war.

Ihre Verwandten in Norddeutschland fanden natürlich, dass sie total österreichisch sprach. Bereits innerhalb des deutschen Sprachraumes ist es nicht so einfach, auszuwandern und sich woanders einzuwurzeln. Die Sprache spielt immer wieder solch eine tragende Rolle, dass zum Beispiel meine Schwiegermutter sich im Norden nie mehr wirklich daheim fühlen konnte und doch im Süden nie gänzlich daheim war.

Von fremdsprachigen Menschen hört und liest man das ja immer wieder. Sie sind in der alten Heimat entwurzelt und nicht mehr richtig anerkannt und in der neuen Heimat nie gänzlich integriert. Allein durch die Sprache entstehen enorme Schwierigkeiten für das Gefühl der Zugehörigkeit und der eigenen Identität.

Meine Schwiegermutter wünschte sich zu Geburtstagsfeiern immer wieder Lieder aus ihrer alten Heimat. Eines, das bei uns auch gut bekannt ist, haben ihre Kinder sehr früh gelernt und immer wieder für sie und mit ihr gesungen: *„Dat du min Leevsten büst"*.

Auch wir eingeheiratete Familienmitglieder kamen nicht aus, ein paar der norddeutschen Lieder zu singen. Bei mir wurden da natürlich offene Türen eingerannt, denn ich war und bin immer neugierig auf Lieder, besonders auf solche, zu denen ein spezieller Bezug besteht.

Dat du min Leevsten büst

Volkslied aus der Nordseemarsch

D A D A
Dat du min Leev- sten büst, dat du wull weest.
G D A D
Kumm bi de Nacht, kumm bi de Nacht, segg, wo du heest!
G D A D
Kumm bi de Nacht, kumm bi de Nacht, segg wo de heest!

Kumm du um Middernacht kumm du Klock een
Vader slöpt, Moder slöpt, ick slap alleen

Klopp an de Kammerdör fat an de Klink
Vader meent, Moder meent, dat deit de Wind

Kumm denn de Morgenstund, kreiht de ol Hahn.
Leevster min, Leevster min, denn mößt du gahn.

Altes Brauchtum

Ob Alpenland, ob Nordseestrand – wenn zwei junge Leute einander lieb hatten und zueinander wollten, dann fand sich dort wie da ein Weg. Wo Burschen hierzulande „fensterln" gingen, also nachts durchs Kammerfenster ihren Schatz besuchten, nannte sich dasselbe Unternehmen im kühlen Norden „finstern".

Das hübsche Liedchen „Dat du min Leevsten büst", vor etwa zwei Jahrhunderten entstanden, zeichnet mit wenigen Worten die bewusste Szene. Sie werden auch am anderen Ende des deutschen Sprachraumes unschwer zu verstehen sein, ohne dass man sie ins Hochdeutsche übersetzen müsste. Wolf Ewald

Das waren Zeiten

1913 debattierte der bayerische Landtag über die Frage, ob der „Zupfgeigenhansl", das weit verbreitete Wandervogelliederbuch, in Bayern verboten werden solle. Stein des Anstoßes: ein Liebeslied in niederdeutscher Sprache, dessen Herkunft der „Zupfgeigenhansl" mit „aus der Nordseemarsch" angab. Eiferer sahen die Sittlichkeit der bayerischen und der gesamtdeutschen Jugend gefährdet.

Bericht aus Berlin
Martin Schulz: ein sprachgewandter Kandidat?

Von Thomas Paulwitz

Damit hatte kaum einer gerechnet: In den Umfragen legte die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) zu, als sie Ende Januar ihren Kanzlerkandidaten für die Bundestagswahl 2017 benannte. Martin Schulz galt plötzlich als Hoffnungsträger. Dazu trug nur zum Teil bei, daß die etablierten Medien sogleich eine geradezu überschwengliche Berichterstattung pflegten. Es war auch nicht ausschlaggebend, daß die breite Masse noch kaum etwas über seine politische Tätigkeit im Europaparlament wußte. Auch der sofort einsetzende, breit angelegte und erfolgreich beginnende Werbefeldzug der SPD ist nur zu einem Teil dafür verantwortlich, daß sich Angela Merkel (CDU) auf einmal nicht mehr sicher sein durfte, daß die Große Koalition unter ihrer Führung weiterregiert.



Quadriga auf dem Berliner Brandenburger Tor

Vielmehr zeichnete sich schnell ab, daß die Intelligenz des frischgebackenen Kanzlerkandidaten erheblich unterschätzt wurde – vor allem die sprachliche. Für den politischen Gegner schien der Fall zunächst klar: Ein (trocken gewordener) Alkoholiker und Schulabbrecher, der allzu oft allzu großspurig auftritt, kann kein ernsthafter Bewerber sein. Ein Spitzenverdiener, der bis hin zu jährlich mehr als 100.000 das EP steuerfreiem Sitzungsgeld alles mitnahm, was ihm die EU an öffentlichen Geldern anbot, schien ihnen auch wenig geeignet, als Anwalt der kleinen Leute aufzutreten.

Doch Schulz' Gegner täuschten sich. Mit Hilfe der Sprache hat sich Schulz vom Buchhändler zum Präsidenten des Europäischen Parlaments (2012 bis 2017) emporgearbeitet. Im vergangenen Oktober sagte Schulz zur Eröffnung der Frankfurter Buchmesse: „Nach abgebrochener Schule war meine Lehre als Buchhändler und die spätere Selbständigkeit mit einem kleinen Buchladen der Startschuß in ein neues Leben. In dieser Zeit lernte ich Geschichten und Geschichte kennen, verstand die Weisheit, die einem Aphorismus innewohnt und erkannte, welche Macht, Kraft und Schönheit Sprache und Worten innewohnt."

Seine Sprachgewandtheit half Schulz auch dabei, auf europäischer Ebene ein dichtes Beziehungsgeflecht aufzubauen. Sechs Sprachen spricht er fließend. Neben Hochdeutsch („sch" spricht er allerdings als „ch") und Kölner Platt sind das Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch und Niederländisch. Auf französisch kann sich Schulz hervorragend verständigen. Es ist seine Lieblingssprache. Mit ihr ließen sich „Bilder malen", meint Schulz. Das kam ihm etwa 2014 in einer auf französisch geführten Fernsehdebatte des Senders *France 24* zugute. Damals diskutierte er mit dem Luxemburger Jean-Claude Juncker, der sich ebenfalls um das Amt des EU-Kommissionspräsidenten beworben hatte.

Das Europaparlament ist nahezu die einzige Einrichtung der EU, in der sich die europäische Sprachenvielfalt einigermaßen widerspiegelt. Zumindest mit Worten hat sich Schulz immer wieder für diese Vielfalt und auch für die deutsche Sprache eingesetzt. Der DEUTSCHEN SPRACHWELT sagte er im Jahr 2003 (DSW 14, Seite 3): „Durch andere Sprachen eröffnen sich auch neue Horizonte und Einblicke in die Kultur der anderen. Gerade das hilft, Vorurteile abzubauen. Einige der europäischen Funktionseliten, die vor allem in den Bürokratien der Kommission, des Parlaments und des Rates arbeiten, versuchen seit Jahren schleichend – aber erfolgreich – Englisch als Basissprache durchzusetzen. Die augenfällige Arroganz dieser Eliten gegenüber nicht englisch- oder französischsprechenden Parlamentariern läßt mich seit Jahren für die Sprachenvielfalt innerhalb der Europäischen Institutionen eintreten." Deutsch sei die Sprache, die „von der relativ größten Einzelgruppe in der EU" gesprochen werde. Deswegen gebühre ihr auch die entsprechende Stellung innerhalb der Europäischen Institutionen. Allerdings hat Schulz in seiner Zeit bei der EU nur wenig erreicht. Seine 2003 gegenüber der DSW geäußerte Voraussage, die Bedeutung der deutschen Sprache werde durch die Osterweiterung der EU „natürlich erheblich zunehmen", ist leider nicht eingetroffen.

Die einfachen Botschaften des ehemaligen Buchhändlers scheinen bei vielen Bürgern gut anzukommen. Anfang Januar sagte Schulz: „Sie kommen den Parolen der Populisten und Rechtsextremen nicht bei durch fein ziselierte Argumente. Auf einen groben Klotz gehört manchmal auch ein grober Keil." Das unterscheidet ihn wesentlich von der Sprechweise der Kanzlerin Merkel und rückt ihn eher in die Nähe eines Lautsprechers wie Donald Trump. Das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel" begleitete Schulz 2012/13 ein Jahr lang. Es gab jedoch eine Bedingung: Der „Spiegel" durfte nicht veröffentlichen, welchen hohen EU-Repräsentanten und Regierungschef er „Pfeifenheini", „Rindvieh", „dumme Gans" oder „Armleuchter" genannt hatte. Er sei eben „etwas impulsiv", bat Schulz die Journalisten um Verständnis. „Vielleicht ist Schulz' klare Rede auch der Grund für seine überraschend hohe Beliebtheit", mutmaßt die „Deutsche Welle". Allerdings überzieht Schulz oft, und das kann ihm im Laufe des Wahljahres noch auf den Kopf fallen.



Mag. Thomas Paulwitz, MA, ist Schriftleiter der DEUTSCHEN SPRACHWELT, Vorstandsvorsitzender der Theo-Münch-Stiftung für die Deutsche Sprache, Sprecher der Arbeitsgemeinschaft „Straße der deutschen Sprache" und Gründungs- und Vorstandsmitglied der „Neuen Fruchtbringenden Gesellschaft zu Köthen/Anhalt e.V."

Aus dem Zyklus „Still zu träumen“ von Hans Christoph Molin wollen wir Ihnen, liebe Leserin und lieber Leser, mit einigen ausgewählten Gedichten bereits jetzt den Frühling ins Haus bringen. Bald ist er da, der …

Vorfrühling

Ein leises Klingen in des Himmels weiten Räumen,
ein erstes Vogelsingen in den kahlen Bäumen
und neuer Wind, der uns die Haare zaust.

Ein zages Blühn, verstohlnes Grünen von Strauch zu Strauch,
von Baum zu Baum. Aus den Kaminen zarter Rauch
verströmt sich in den kühlen Lüften.

Es trägt der Wind mit sich den Hauch von neuem Leben,
von neuer Sehnsucht und von neuem Streben
und von des neuen Jahres Fülle.

An eine Amsel

Du warst so lange stumm, nun hör' ich wieder,
eh noch der Tag die erste Schwinge hebt,
die süßen Flötentöne Deiner Lieder
betörend durch den letzten Schein der Nacht.

Oh welch ein Morgen, den Dein Lied verschönt!
Eh noch der Sonne Glanz die Erde deckt
hat schon Dein Lied den Tag gekrönt
und bebend fallen alle dunklen Schatten.

Dem Frühling entgegen

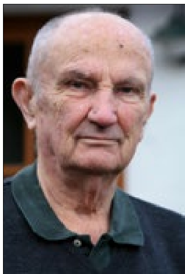
Schlage, mein Herz, oh schlage geschwind,
schlage so schnell, wie eilet der Wind,
schlage dem Frühling entgegen.

Atme von Neuem beglückende Luft,
fühl, wie erwachende Erde dich ruft,
eile dem Frühling entgegen.

Mußt ihn begrüßen, den Meister im Land,
wenn er dich rühret mit weckender Hand,
grüß ihn mit tausend Gesängen.

Laß nun das Weinen, das Klagen laß sein,
freu dich von Herzen und stimme mit ein,
grüß ihn mit fröhlichen Klängen.





Hans Christoph Molin,
geboren in Wien am 5. April 1938, lebt derzeit in Eggenburg (NÖ). Studium Filmakademie, Kameramann beim Werbe- und Kulturfilm. Wirtschaftsingenieur TU und WU. Viele Jahre in der verstaatlichten Industrie, zahlreiche Auslandsaufenthalte und Auslandsreisen. Nach der Pensionierung freiberuflich tätig im Eisenbahnoberbau. Lyrik hie und da seit der Mittelschule, verstärkt seit der Pensionierung, besondere Liebe für japanische Haiku.

Sprachspielereien von Jeanette Kleedorfer

Nachtrag zu „Englisch und Denglisch –Zum Lachen und zum Nachdenken“ von Jeanette Kleedorfer, Heft 4, Jg. 66, Dezember 2016

Zu oben genanntem Beitrag erreichte mich folgende unterhaltsame Zuschrift meines Freundes *Angelo der Magier* (www.zauberschloss.at), die ich Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, nicht vorenthalten möchte:

Liebe Jeanette,
zu deinem interessanten Artikel über inkorrekte und dadurch unterhaltsame Deutsch-Englisch-Übersetzungen fällt mir ein:
„Ghoti“ ist ein fiktives Wort aus der englischen Sprache. Die Erfindung wird dem irischen Schriftsteller George Bernard Shaw zugeschrieben. Das Wort soll die fehlende Logik der englischen Schriftsprache persiflieren, denn es wird logisch begründet, Ghoti wie das englische Wort *fish* auszusprechen.
gh soll wie in „enough“ ausgesprochen werden
o wie in „women“
ti würde in den Worten „nation“ oder „martial“ ausgesprochen

Zusatz:
Interessanterweise kann man das Wort „ghoti“ auch so aussprechen:
gh wird hier wie in night oder fight ausgesprochen,
o wie in people,
t wie in ballet oder gourmet,
i schließlich wird wie in business ausgesprochen.
Also bleibt man absolut *stumm* und sagt gar keinen Laut.

Liebe Grüße! – Angelo der Magier

Das mehrdeutige Wort „Nation" im Sprachgebrauch der Österreicher

Anton Karl Mally

Seit der Französischen Revolution von 1789 spielen das Wort „Nation" und dessen Ableitungen („national", „Nationalität", „Nationalbewußtsein", „Nationalgefühl", „Nationalismus" u. s. w.) eine starke Rolle im politischen und gesellschaftlichen Leben. Sowohl bereits bestehende oder erst angestrebte staatliche wie auch ethnische, sprachliche und kulturelle Gemeinschaften werden als „Nationen" bezeichnet.

Was für eine Begriffsverwirrung dabei entstehen kann, zeigt das folgende Beispiel: Im Jahre 1848 erklärte Alexander Julius Schindler, der damalige Wortführer der Liberalen in Oberösterreich, als er zum Abgeordneten dieses Kronlandes in der Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt am Main gewählt werden wollte: „Ich kenne keine österreichische Nation; meine Nationalität ist die deutsche … " Als Abgeordneter im Österreichischen Reichsrat in Wien verwendet er später einen ganz anderen Nationsbegriff. Im Jahre 1864, als Österreich mit Preußen gegen Dänemark verbündet war, kritisierte er die österreichische Außenpolitik. Diese sei nicht wenig daran schuld, „wenn in Österreich nicht jenes national-österreichische Bewußtsein vorhanden ist, das stark genug ist, uns über alle Widerwärtigkeiten zu erheben."[1]

Seit 1945 ist der in früheren Zeiten nur gelegentlich, aber seit 1933 öfter verwendete Begriff „österreichische Nation" ein fester Bestandteil des politisch-ideologischen Wortschatzes.[2] [Als Ideologe der „Österreichischen Nation" (seit 1937) gilt insbesondere der Kommunist Alfred Klahr (1904-1944); Anmk. d. H.]. Es gibt vier verschiedene, wenn auch nicht immer deutlich auseinandergehaltene Definitionen dieses Begriffes:

1.) die Republik Österreich insgesamt, also die „Nation Österreich" als Mitglied der „Vereinten Nationen", einer weltweiten Organisation von Staaten (nicht von Völkern!);

2.) das österreichische Staatsvolk, das zusammen mit dem rot-weiß-rot umgrenzten Staatsgebiet und der durch die Bundeshauptstadt Wien symbolisierten Staatsgewalt den österreichischen Staat bildet;

3.) die ihren souveränen und ungeteilten Staat bejahende Gemeinschaft der Österreicher, also eine Willens- oder Konsensualnation;

4.) ein nichtdeutscher, also nicht nur politisch, sondern auch ethnisch, kulturell und geschichtlich völlig eigenständiger Menschenschlag.

Dagegen gibt es noch immer Österreicher, die sich der „deutschen Nation" als einer überstaatlichen Volks- und Kulturgemeinschaft zugehörig fühlen.[3] Sie wenden sich entschieden gegen die Idee einer eigenen „österreichischen Nation" und werden daher von den Verfechtern dieses Begriffes als „antiösterreichisch" gescholten. Aber auch manche von denjenigen ihrer Landsleute, die sich zwar nicht der „deutschen Nation", aber immerhin dem deutschen Sprach- und Kulturraum zugehörig fühlen, stehen dem Begriff „österreichische Nation" zumindest im Sinne der 4. Definition mit Vorbehalt gegenüber. Eine Kompromißlösung wäre die Unterscheidung zwischen der „österreichischen Staatsnation" und der „deutschen Kulturnation".

Aus sprachwissenschaftlicher Sicht ist das aus dem Lateinischen ins Deutsche entlehnte Wort „Nation", das ursprünglich so viel wie „Geburt" oder „das Geborenwerden" bedeutet, also mit Abstammung und Herkunft zusammenhängt, kein Anlaß für mehr oder weniger erhitzte Auseinandersetzungen. Man sollte es nicht wie das biblische Goldene Kalb oder eine „heilige Kuh" in Indien verehren.

Aus verschiedenen Wörterbüchern des Deutschen (der Schriftsprache, der Umgangssprache und der Mundarten) geht hervor, daß „Nation" nicht nur eine staatliche oder ethnische Gemeinschaft bezeichnet, sondern ganz allgemein eine Gruppe von Menschen mit gleichen oder ähnlichen Eigenschaften und überhaupt eine Gattung. Ein schönes Beispiel dafür findet sich in Goethes Drama „Clavigo". Hier sagt Marie Beaumarchais zu ihrer Schwester Sophie Guilbert: „Wir Mädchen sind doch eine wunderliche Nation."[4] In einem Lexikon der deutschen Umgangssprache heißt es kurz und bündig: „Nation *f[eminin]* Gruppe Menschen *(abf[ällig]);* Gesindel …"[5]

In den deutschen Mundarten ist mit „Nation" auch oder sogar vorwiegend so viel wie „Gesindel", „Lumpenpack", „Bagasche", „Bande" u. s. w. gemeint. Diese pejorative Wortbedeutung findet sich unter anderem in der vom „Institut für Österreichische Dialekt- und Namenlexika" (DINAMLEX) erstellten „Datenbank der bairischen Mundarten in Österreich"[6] und im „Vorarlbergischen Wörterbuch". In diesem gedruckten Nachschlagewerk heißt es ausdrücklich: „In der schriftsprachlichen Bedeutung ist das Wort nicht volkstümlich."[7] Daher sollte man denjenigen Österreichern, die ihre bairische oder ihre alemannische Mundart sprechen, lieber nicht verkünden, daß die Österreicher eine „Nation" seien. Sie könnten diese Bezeichnung als Beleidigung empfinden.

---

1 Anton Karl Mally: Der Begriff „österreichische Nation" seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. In: Der Donauraum. Zeitschrift für Donauraum-Forschung, Jg. 17 (1972), 1./2. H., S. 48-66, hier 57 f. u. 66 (Fußn. 94 f. u. 106); Sekundärquelle zu Fußn. 106 wie S. 65, Fußn. 73. – Als Schriftsteller verwendete Alexander Julius Schindler das Pseudonym Julius von der Traun.

2 Ebenda, insbesondere S. 48-50 u. 61 f. (Fußn. 1-6). – Vgl. auch: Walter Klier: Es ist ein gutes Land. Österreich in den neunziger Jahren. In memoriam Karl Hirschbold. Wien 1995. Ernst Bruckmüller: Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlich-politische Prozesse (= Studien zur Politik und Verwaltung. Bd. 4). 2. Aufl. Wien/Köln/Graz: Böhlau 1996; Haider, Markus Erwin: Im Streit um die österreichische Nation. Nationale Leitwörter in Österreich 1866-1938. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1998. Gerald Stieg: Sein oder Schein. Die Österreich-Idee von Maria Theresia bis zum Anschluss. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2016.

3 Vgl. z. B.: „Österreich und die deutsche Nation". Hrsg. v. Andreas Mölzer. Graz: Aula-Verlag 1985.

4 Jacob u. Wilhelm Grimm: „Deutsches Wörterbuch". Nachdr. Bd. 13 = Bd. 7 (N – Quurren). Bearb. v. Matthias v. Lexer. Fotomechan. Nachdr. d. Erstausg. 1889. München: Dt. Taschenbuchverl. 1984, Sp. 425. – Hier sind auch andere Belege für die unterschiedliche Verwendung des Wortes „Nation" zitiert.

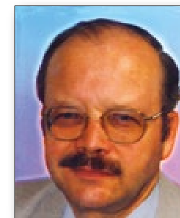
5 Heinz Küpper: „Illustriertes Lexikon der deutschen Umgangssprache". Bd. 6 (Nase – Saras). Stuttgart: Klett 1984, S. 2015.

6 Stichwort Nazíon [„Nation"] in: Datenbank der bairischen Mundarten in Österreich (DBÖ), Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften (Bearbeitungsstand: 7/2016).

7 „Vorarlbergisches Wörterbuch mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein, hrsg. v. d. Österreichischen Akademie der Wissenschaften", bearb. v. Leo Jutz, Bd. 2 (K-Z), Wien: Adolf Holzhausens Nachf. 1965, Sp. 524.

Übrigens wird mitunter nicht nur eine große oder kleine Menschengruppe, sondern auch eine Einzelperson als „Nation“ bezeichnet. In der „Datenbank der bairischen Mundarten in Österreich“ steht zum Stichwort „Nazión“ als letzte Bedeutungsangabe: „Schimpfwort für schlimmes Kind“. Diese pejorative Wortbedeutung kann der Verfasser aus eigener Erfahrung bestätigen: Wenn er (Jahrgang 1940) als Kind zu übermütig war, schalt ihn seine im niederösterreichischen Waldviertel beheimatete Großmutter mütterlicherseits mit dem folgenden Satz: „Du bist do a Nazión!“

Es ist durchaus möglich, ein guter Österreicher zu sein, der seine staatsbürgerlichen Pflichten als Angehöriger des österreichischen Staatsvolkes erfüllt, ohne ein Bekenntnis zur „österreichischen Nation“ abzulegen. Und man kann als Österreicher ein guter Deutscher sein, der seinem überstaatlichen deutschen Sprach- und Kulturvolk verbunden ist, ohne die „deutsche Nation“ im Mund zu führen. Das gilt *mutatis mutandis* auch für die Angehörigen der nichtdeutschen Volksgruppen in Österreich (die Kärntner Slowenen, die Burgenlandkroaten u.a.) Der Verzicht auf die mehr oder weniger pathetische Verwendung des Wortes „Nation“ fällt zumindest denjenigen Landsleuten leicht, denen dessen Mehrdeutigkeit bewußt ist.



Dr. Anton Karl Mally war Oberrat an der Universitätsbibliothek Wien, nunmehr im (Un-)Ruhestand.

Zwischen Dativ und Akkusativ

Leserbrief von Dr. Gerald Gneist, Hollenthon

Der Leser schreibt zum Thema „kosten, die Sache kostet mir oder mich viel Geld“: Man wird den Gebrauch des Dativs angesichts der Ausnahmestellung der Verben „lehren“ und „kosten“ nicht als Fehler bezeichnen können. Das Verb „kosten“ schwankt in seiner Rektion zwischen Akkusativ und Dativ seit seiner Übernahme aus dem Französischen im 12. Jahrhundert. Jedenfalls gehört „kosten“ (lt. Der Große Duden 4, 2. vermehrte und verbesserte Auflage, S. 499) zu den Verben mit schwankender Rektion.

Antwort: Ja, lieber Leser, Sie haben natürlich recht. Was „lehren“ (ahd./mhd. lēren) betrifft, bezeichnet der Online-Duden (www.duden.de/rechtschreibung/lehren) die Verwendung von „lehren“ mit dem Dativ als veraltet, z.B. er lehrt sie/auch ihr das Lesen oder jemanden/(veraltend:) jemandem das Reiten, Kochen, Schreiben lehren.

Das Österreichische Wörterbuch (ÖWB, 41., aktualisierte Auflage) schreibt auf S. 400: Verb mit doppeltem Akkusativobjekt, aber auch: Daneben ist auch der Dativ der Person üblich: Er lehrt seinem Sohn das Schwimmen.

So gesehen, ist die Verwendung des Dativs wohl kein Fehler. Aus der Praxis kann ich wohl berichten, dass kein Deutschlehrer diesen Dativ gerne sieht.

Das Verb „kosten“ ist wohl etwas komplizierter. Der Online-Duden (http://www.duden.de/rechtschreibung/kosten_betragen_beanspruchen) nennt als Beispiel: es kostet mich viel [Geld], nichts, hundert Euro; das kostet ihn oder ihm die Stellung.

Das ÖWB (Seite 379) sieht die Verwendung des Dativs als Umgangssprache: das kostet mich (ugs.: mir) große Überwindung.

Befragen wir nun das Internet unter der folgenden Website http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/fragen.ansicht?v_id=4529, so finden wir folgendes Beispiel: Seine Unvernunft kostete ihm/ihn das Leben. Das Buch kostet dich/dir 50 Euro? — Rektion von kosten: Akkusativ und Dativ oder doppelter Akkusativ?

Zitat: Im Deutschen ist es üblich, die Person, die etwas hergibt oder etwas bekommt, mit Hilfe eines Nomens/Pronomens im Dativ auszudrücken: Ich nehme mir 100 Euro/Geld/das Geschenk/Zeit/... Ich gebe Dir/meinem Sohn 100 Euro/Geld/das Geschenk/Zeit/... Nur das Verb kosten tanzt aus der Reihe. Hier wird von Sprachlehrern empfohlen, das Verb mit zwei Akkusativen zu gebrauchen. Es soll also nicht nur auf dasjenige, das hergegeben wird, mit einem Nomen im Akkusativ Bezug genommen werden, nein, auch die Person, die etwas hergibt, soll durch ein Nomen im Akkusativ ausgedrückt werden: Die Hochzeit meiner Tochter wird mich mindestens 8000 Euro kosten. (Zitatende)

Untersuchungen belegen, dass weit öfter der Akkusativ verwendet wird als der Dativ. Das heißt (Zitat): Wer wirklich sicher sein will und nicht auffallen möchte, sollte, zumindest in der öffentlichen Schriftsprache, kosten immer mit zwei Akkusativen gebrauchen. Am sichersten sogar ausnahmslos, auch wenn der Gebrauch von kosten mit einem Dativ und einem Akkusativ durchaus vorkommt und von manchen Kritikern und Sprachwissenschaftlern in bestimmten Fällen auch akzeptiert wird. Standardsprachlich bleibt es aber immer noch zweifelhaft oder wird nicht anerkannt, wenn der Dativ eine Person bezeichnet und mit dem Akkusativ auf einen Preis oder eine Geldsumme Bezug genommen wird. Immer als korrekt gilt dagegen: Das Fahrrad hat mich 500 Euro gekostet. Das hat mich viel Geld gekostet (Zitatende).

Unser Experte in diesen Fragen, Herr Univ. Prof. Dr. Heinz Dieter Pohl, schreibt mir auf meine Anfrage Folgendes dazu: „Ergänzend kann ich nur sagen, dass es auch in der 43. Auflage des ÖWB (2016) bzw. 7. Auflage des Duden 4 (2006) so dargestellt wird. Jedenfalls ist der Gebrauch des Dativs nicht die Norm, sondern umgangssprachlich; dazu kommt, dass umgangssprachlich statt ‚ich lehre dich' oft ‚ich lerne dir' gesagt wird. Die Tendenz geht zum Gebrauch des Dativs, früher oder später wird er als Norm gelten.“

Lieber Leser, Sie sehen also, dass die Frage Dativ oder Akkusativ nicht eindeutig beantwortet werden kann. Meine Schlussfolgerung ist, dass man zumindest derzeit mit dem Akkusativ die bessere Wahl getroffen hat.

Jeanette Kleedorfer

Berlin: Die Mädchen sind beim Schnurspringen.
Die Kleinste ruft: „Laßt mir auch 'mal.“
Die vorbeigehende Lehrerin bessert aus: „Laßt **mich** auch 'mal“.
„Auja! Laßt ihr auch mal! Laßt ihr auch mal!“

Univ.-Prof. Walter Krämer: Statistiker und Vorsitzender des VDS



Das seit 2004 allmonatlich mit einer Auflage von rund 70.000 Stück in Berlin erscheinende „Magazin für politische Bildung" konservativer Ausrichtung veröffentlichte kürzlich wieder eine Liste der 500 einflußreichsten Intellektuellen der deutschsprachigen Länder. Unter diesen 500 wird auf Platz 254 Professor Walter Krämer genannt, allerdings nicht in seiner Rolle als Hauptgründer (im November 1997) und seither Erster Vorsitzender des Vereins Deutsche Sprache e.V. (VDS) – dem bedeutendsten Sprachpflegeverein in den deutschsprachigen Ländern – sondern wegen seiner Kompetenz als Statistiker, die oft im Fernsehen und von der Presse hervorgehoben wird.

So tritt Krämer immer wieder in Fernsehdebatten auf, sein Porträt schafft es mitunter in die meistverbreiteten Tageszeitungen, Illustrierten und Magazine Deutschlands. In Buchhandlungen und Bibliotheken scheint sein Name als Verfasser einer Reihe beachtlicher Bücher über statistische und sprachpolitische Themen auf. Sein besonderes Anliegen ist jedoch die Zurückdämmung der als *Denglisch* bezeichneten Vermischung des Englischen mit der deutschen Sprache. Krämer, 1948 in der Eifel geboren, regional als Rheinländer einzuordnen, steht dem Institut für Wirtschaftsstatistik der Technischen Universität Dortmund vor. In Dortmund befindet sich auch der Sitz des VDS. Krämer hat einen Teil seiner Studienzeit an der Universität Wien verbracht, zu wichtigen Tagungen in der Bundesanstalt Statistik Österreich reiste er auch in jüngsten Jahren nach Wien an und wird dann ans Rednerpult gebeten. Franz Rader



Walter Krämer: Die Angst der Woche. Piper 2011, 288 Seiten; € 9,99

„Elterinnen" auf dem Prüfstand

Werner Abraham

Dass nach den „Kinderinnen" eines österreichischen Staatssekretärs irgendwann auch die „Elterinnen" folgen müssten, war absehbar. Ich erwarte jetzt, dass auch der Homoelternschaft solche Gerechtigkeit zuteilwird, indem man die Terminologie um *Väterinnen* (für den weiblichen nichtgebärenden Erziehungspartner) und *Mütterer* (für die männliche gebärende(?)/säugende Erziehungspartnerin) erweitert.

Dazu ist noch zu sagen, dass die aktuelle terminologische Feminisierung auf linguistischem Bildungsmangel beruht. Das Suffix *-er* ist nämlich keinesfalls eine Genusanzeige und damit noch weniger eine Geschlechtereinschränkung, sondern vielmehr eine Berufsandeutung und zwar über die Grundbedeutung der Habitualisierung („des zur Gewohnheitmachens"). „Lehrer" ist eine(r), der/die immer lehrt, d.h. als Lehrender auftritt. Vgl. *Bäcker*, *Schneider*, *Pfarrer*. In Wörtern wie *(er ist ein) Laller, Lügner, Zögerer, Ruderer, Schnorrer* lebt diese Habitualiserungs- bzw. Wiederholungsfunktion noch weiter und ist noch sehr produktiv. In *Leber, Ober, (dieses Wenn und) Aber* u.Ä. dagegen gehört *-er* zum Wortstamm, betrifft also keine Ereignisquantifikationsanzeige. Der langen Rede kurzer Sinn: *-er* ist in der Lexikologie und Morphologie des Deutschen ursprünglich keine Geschlechtsandeutung. Dass man aus *Lehrer* auch eine *Lehrerin* machen musste, geht allerdings auf ein bereits frühes und allgemeines Missverständnis zurück.

Die ungegenderten Genderanten

In der Tageszeitung „Die Presse", vom 24. November 2016 beschrieb Wolfgang Greber eine „ideologisch induzierte Verwaltungsposse", die „von den Medien seltsamerweise nicht allzu hochgespielt" wurde.

Die Bezirkshauptmannschaft Linz-Land hatte mehrere Firmen abgemahnt, weil sie Stellenausschreibungen nicht gut genug gegendert hatten. So stand darin etwa „Prozessmanager (m/w)" statt, wie die Gleichbehandlungsanwaltschaft bekrittelt hatte, „Prozessmanager/Prozessmanagerin". Nur Letzteres mache doch sichtbar, dass Frauen und Männer gemeint seien. Der bloße herkömmliche Zusatz „m/w" hingegen sei „nicht geschlechtergerecht».

Das Landesverwaltungsgericht sah das allerdings anders: „m/w" sei zwar nicht 100%ig korrekt als Formulierung, aber für vernünftige, normalsichtige BetrachterInnen doch wirklich eindeutig klar.

Wolfgang Greber dazu: „Mannofrau, da ist Österreich mit seinem erstickenden Netz aus Vorschriften und Steuern eh nicht eben der unternehmerfreundlichste Ort der Welt, und dann werden ArbeitsplatzschafferInnen und SteuerzahlerInnen hier auch noch mit so etwas geplagt. Danke auch! Und wieder wandern ein paar Stimmen von A nach B, wie es ein Kollege nüchtern bis resignierend formulierte."

Allerdings fiel ihm auf: „In der Wiener Zentrale und den Regionalbüros sind Männer extrem rare Wesen – dennoch heißt's „Anwaltschaft". Also: Nicht einmal ihr eigener Name ist korrekt gegendert! Es muss doch heißen „Gleichbehandlungsanwalt/anwältinnenschaft" oder so, nicht?" DS

Ende der Political Correctness?

Leserbrief in der Kronenzeitung vom 13. November 2016, Kurt Gärtner, Wels/OÖ:

Donald Trump hat sich an die „Political Correctness“ im Wahlkampf nicht gehalten, seine Gegenkandidatin Hillary Clinton wirkte verkrampft und konnte die unentschlossenen Wähler nicht überzeugen. Political Correctness hat eine Ausdrucksweise zum Ziel, die alles vermeidet, was andere als diskriminierend empfinden könnten. Diese Einteilung der Sprache in korrekt und unkorrekt schränkt jedoch die Sprache als Verständigungsmittel ein. Jede Diskussion wirkt platt, umständlich und langatmig. Der heutigen politischen Sprache fehlt es an Klarheit und Schärfe, die Botschaften werden verklausuliert, die letztlich das Volk nicht versteht.

Schon Martin Luther erkannte, dass man dem Volk aufs Maul schauen muss, wenn man sich verständlich ausdrücken will. Populistische Parteien nützen diese Weisheit aus, hören den Menschen zu und befassen sich mit den konkreten Sorgen und Nöten, sie verwenden häufig klare Worte, die manche Menschen schokkieren, da sie die Wahrheit nicht hören wollen. Ehemalige Volksparteien ignorieren oft die Volksmeinung, bevormunden die Bevölkerung, wollen international nicht anecken, haben sich von den Alltagssorgen weit entfernt und warnen vor den Populisten.

Österreichische Studenten in der Bundesrepublik Deutschland

Einem Bericht der Tageszeitung „Die Presse“ zufolge studierten im Wintersemester 2014/15 knapp 11.800 österreichische Staatsbürger an Universitäten in deutschland, nur Türken, Russen und Italiener stellten noch größere Ausländerkontingente (jedoch keine echten: Bei den türkischen Studierenden handelt es sich überwiegend um Kinder schon lange in Deutschland ansässiger, aber noch nicht eingebürgerter Gastarbeiter, bei den Russen um solche seit der ‚Wende‘ zugewanderter, aber auch noch nicht eingebürgerter Russlanddeutscher, bei den Italienern um Südtiroler deutscher Muttersprache).

Ein Drittel der österreichischen Studierenden belegten ein RESOWI-Studium (Rechts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften). An der LMU (Ludwig-Maximilians-Universität) München waren 850 Österreicher inskribiert, überwiegend Kinder von in Bayern berufstätigen Eltern österreichischer Staatsbürgerschaft.

Angeblich ist das Betreuungsverhältnis in Wien (zahlenmäßig Professoren: Studierende) sehr viel besser als in Berlin, andererseits bieten deutsche Universitäten umfangreichere Möglichkeiten, Studierende als bezahlte Hilfskräfte zu beschäftigen, was letzteren auch der späteren Karriere nützt. Franz Rader

VorUrteilsCard

Nach dem Beispiel der Bundesbahn-VorteilsCard führt die Justizverwaltung nun eine VorUrteilsCard ein. Für alle, die die Dienstleistungen der Justiz öfters unfreiwillig in Anspruch nehmen, bietet das eine erhebliche Vereinfachung der Abläufe. Zugleich wird die Gerichtsbarkeit spürbar entlastet, da viele Vorgänge durch Pauschalierung eingespart werden können. Einzelne Verurteilungen können durch eine Vervorurteilung abgewendet werden. Besonders bei Haft-Verurteilungen soll eine großzügige Rabattgestaltung zur Entlastung der Haftanstalten beitragen. Eine kundenfreundliche Vorteil-Haft erscheint besonders vorteilhaft.

Ob die Klientel diesem Ur-Vorteil vorurteilslos gegenüberstehen wird, kann angesichts der hohen Vorverurteilungsrate noch nicht abgeschätzt werden.

Die VorUrteilsCard gibt es in den Varianten Classic, Gold und Platin, geeignet für Geld-, bedingte und unbedingte Haftstrafen. Erstausgabetag ist der 1. April 2017. DS

Mitmachen und Unterstützen:

Jahresbezugspreis für die Wiener Sprachblätter: € 24,00
Mitgliedschaft beim Verein „Muttersprache“: schriftliche Beitrittserklärung erforderlich, keine zusätzliche Kosten; Rechte und Pflichten gemäß Vereinssatzung.
Zahlungen aus Österreich und Deutschland:
Raiffeisenbank Klosterneuburg, **BIC:** RLNWATWW367;
IBAN: **AT23 3236 7000 0011 1518**, Verein „Muttersprache“.
Aus anderen Staaten: Euro-Überweisung auf das angeführte Konto oder Banknoten an die Vereinsanschrift.
Jahresbezug und fördernde Mitgliedschaft: ab € 60,00.
Mitgliedschaft auf Lebenszeit – Einmalzahlung des 20fachen Jahresbeitrags: **€ 480,00**.

Patenschaftsabonnement: Übernahme eines Jahresbezugs der Wiener Sprachblätter für eine geförderte Person/Institution, z. B. in Sprachinseln und an deutschen Schulen im Ausland.
Die Wiener Sprachblätter erscheinen vierteljährlich.
Beiträge sind willkommen. Hauptbeiträge sollten einen Umfang von 12.000 Zeichen nicht überschreiten; für Kurzbeiträge ist ein Umfang von höchstens 6.000 Zeichen jeweils einschließlich Leerzeichen (= 1 Seite A4) vorgesehen.
Zusendung bitte an **schoefnagel@muttersprache.at**
Die Wiener Sprachblätter stellen es den Verfassern frei, sich für die mit 1996 in Geltung gesetzte deutsche Rechtschreibung oder für die bis dahin geltende zu entscheiden.
Nächster Redaktionsschluss: **1. Mai 2017**

Ännchen von Tharau

Ännchen von Tharau, samländisch-niederdeutsch Anke van Tharaw, ist der Titel eines volkstümlichen Liedes aus dem Ostpreußen des 17. Jahrhunderts und besingt in 17 Strophen Anna Neander, die Tochter des Tharauer Pfarrers.

Im Jahr 1912 wurde in der Theaterstraße im Herzen der Altstadt von Memel (lit. Klaipeda) der Simon-Dach-Brunnen durch den Bildhauer Arnold Künne mit Hilfe von Spendengeldern der Einwohner von Memel zum Andenken an den dort geborenen Dichter Simon Dach geschaffen. Die Brunnenfigur erinnert an das bekannteste Werk von Simon Dach. Modell für das „Ännchen" war Gerda Schiweck, die Tochter eines Sandkruger Dünenmeisters.

1939 wurde das Denkmal an eine andere Stelle versetzt. Nach der Eingliederung des Memellandes in die Litauische Sozialistische Sowjetrepublik kam 1945 an seine Stelle eine Stalin-Büste.

Im Jahr 1988 beschlossen Bürger aus Klaipeda, mit Hilfe von Deutschen ein neues Ännchen von Tharau-Denkmal aufzubauen. Da das Original verschwunden war, schuf der Bildhauer Harald Haacke anhand von alten Fotos und einer kleinen aufgefundenen Gipspuppe eine neue Figur. Diese wurde 1988 aus Bronze gegossen. Im Folgejahr wurde der neue Brunnen am alten Platz vor dem Stadttheater feierlich eingeweiht. Er gehört zu den meistbesuchten Sehenswürdigkeiten in Klaipėda .

Samländisch Niederdeutsch:

Anke van Tharaw öß, de my geföllt,
Se öß mihn Lewen, mihn Goet on mihn Gölt.

Anke van Tharaw heft wedder eer Hart
Op my geröchtet ön Löw' on ön Schmart.

Anke van Tharaw mihn Rihkdom, mihn Goet,
Du mihne Seele, mihn Fleesch on mihn Bloet.

Quöm' allet Wedder glihk ön ons tho schlahn,
Wy syn gesönnt by een anger tho stahn.

Kranckheit, Verfälgung, Bedröfnös on Pihn,
Sal vnsrer Löve Vernöttinge syn.

Recht as een Palmen-Bohm äver söck stöcht,
Je mehr en Hagel on Regen anföcht.

So wardt de Löw' ön onß mächtich on groht,
Dörch Kryhtz, dörch Lyden, dörch allerley Noht.

Wördest du glihk een mahl van my getrennt,
Leewdest dar, wor öm dee Sönne kuhm kennt;

Eck wöll dy fälgen dörch Wöler, dörch Mär,
Dörch Yhß, dörch Ihsen, dörch fihndlöcket Hähr.

Anke van Tharaw, mihn Licht, mihne Sönn,
Mihn Leven schluht öck ön dihnet henönn.

Wat öck geböde, wart van dy gedahn,
Wat öck verböde, dat lätstu my stahn.

Wat heft de Löve däch ver een Bestand,
Wor nich een Hart öß, een Mund, eene Hand?

Wor öm söck hartaget, kabbelt on schleyht,
On glihk den Hungen on Katten begeyht.

Anke van Tharaw dat war wy nich dohn,
Du böst mihn Dühfkë myn Schahpkë mihn Hohn.

Wat öck begehre, begehrest du ohck,
Eck laht den Rack dy, du lätst my de Brohk.

Dit öß dat, Anke, du söteste Ruh'
Een Lihf on Seele wart uht öck on Du.

Dit mahckt dat Lewen tom Hämmlischen Rihk,
Dörch Zancken wart et der Hellen gelihk.



Das neue Ännchen auf dem Simon-Dach-Brunnen in Memel/Klaipėda, Litauen

Hochdeutsch:

Ännchen von Tharau ist's, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.

Ännchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb' und in Schmerz.

Ännchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Käm alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt, beieinander zu stahn.

Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein.

Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt,

So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Durch Kreuz, durch Leiden und traurigem Los.

Würdest du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest da, wo man die Sonne kaum kennt;

Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eisen und Kerker und feindliches Heer.

Ännchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn,
Mein Leben schließ' ich um deines herum.

Was ich gebiete, wird von dir getan,
Was ich verbiete, das läßt du mir stahn.

Was hat die Liebe doch für ein Bestand,
Wo nicht ein Herz ist, ein Mund, eine Hand?

Wo man sich peiniget, zanket und schlägt,
Und gleich den Hunden und Katzen begeht.

Ännchen von Tharau, das wolln wir nicht tun;
Du bist mein Täubchen, mein Schäfchen, mein Huhn.

Was ich begehre, begehrest du auch,
Ich laß' den Rock dir, du läßt mir den Brauch.

Dies ist dem Ännchen die süßeste Ruh',
Ein Leib und Seele wird aus Ich und Du.

Dies macht das Leben zum himmlischen Reich,
Durch Zanken wird es der Hölle gleich.